

1. Die Kiesgrube

Die Hitze spiegelte sich flimmernd auf dem Asphalt. Mit einem lauten Fluchen bog Bernecke mit dem Wagen um die Ecke. Solch heiße Tage verheißen nichts Gutes. Menschen neigen in der Hitze dazu, im wahrsten Sinne des Wortes überzukochen und Dummheiten zu begehen.

»Willst du nicht anhalten?« Die junge Stimme seines Beifahrers riss ihn aus seinen Gedanken. Sandler schaute ihn fragend an. Der junge Mann von dreiundzwanzig Jahren kam frisch von der Polizeischule. Er war ihm erst vor wenigen Monaten an die Seite gestellt worden. Widerwillig hatte Bernecke sich seiner angenommen, obwohl er selber das perfekte Klischee eines Filmkommissars erfüllte: Einzelgänger, tiefe raue Stimme, immer etwas griesgrämig, aber zugleich hellwach und stets bei der Sache. Wenn Sandler sich gut anstellen würde, dann würde er es noch sehr weit schaffen, das wusste Bernecke. Dennoch war er noch nicht bereit, seinen Platz als Leitwolf aufzugeben, und bewahrte professionelle Distanz. Mehr als ein »geht schon« brachte er nicht heraus, nachdem ihn sein Helfer darauf aufmerksam gemacht hatte, dass er sich beim Abbiegen seinen Kaffee über die Hose geschüttet hatte. Zum Glück war es nur einer dieser neumodischen kalten Kaffees, womit ein Verbrühen ausgeschlossen und ein Anhalten überflüssig war.

Bernecke kümmerte sich nicht weiter um sein Missgeschick, sondern schaute wieder auf die Straße. Die Spiegelung der Hitze auf dem Asphalt wurde durchbrochen von den Abgasen des Polizeiautos, als es über die Straße hinweg raste. Es war früh am Tag, die Sonne brannte bereits erbarmungslos nieder, wie an den ganzen letzten Tagen dieser Augustwoche, als Bernecke und Sandler zu ihrem Einsatz gerufen wurden. »Leichenfund in der Kiesgrube« wurde ihnen über den Polizeifunk durchgegeben.

Der Kiestagebau lag außerhalb der Stadt in dem alten Industriegebiet und bildete einen scharfen Kontrast zum sonst so beschaulichen Rothfelsen mit seiner Weitläufigkeit, den Wiesen, Weiden und Wäldern. Es war ein kleiner Ort. Die meisten Einwohner kannten sich und grüßten einander auf der Straße. Kriminalität war vielen ein Fremdwort, auch wenn die Halbstarcken der Stadt des Öfteren Unru-

he stifteten. Meistens blieb es jedoch bei Rasereien und Wandschmierereien. Graffiti nannten sie ihre Kunstwerke, für Bernecke waren es Höhlenmalereien. An eben solchen Malereien fuhren sie gerade vorbei, als er das Auto in Richtung der Kiesgrube lenkte. Bernecke konnte sein Gemurmel zu diesem Thema nicht unterdrücken, Sandler nicht seinen Kommentar in Form eines gutmütigen, besonnenen Lächelns. Auch wenn sie wie Tag und Nacht waren, so verstanden sie sich und nahmen die Eigenarten des Anderen hin.

Nach der Kurve erreichten sie die Einfahrt zum Kiesgrubengelände. Ein großes Blechschild tauchte vor ihnen auf mit der Aufschrift »Kiehls Kiesel«, einfache Schrift auf einem schlichten Stück Metall, fast minimalistisch, ohne moderne Höhlenmalerei. An der Schranke wartete bereits ein Polizeibeamter und winkte sie zu sich. Bernecke ließ das Fenster hinunter. »Morgen. Wo lang?« »Guten Morgen, Herr Kommissar. Ganz schön elendig, bei dem Wetter hier raus fahren zu müssen, was? Die Leiche liegt am Ende der Schienen, immer gerade aus, nach hundert Metern dann links. Nicht zu übersehen, eigentlich können Sie es gar nicht verfehlen. Der Gerichtsmediziner ist auch schon eingetroffen.« Er wies ihnen gestikulierend den Weg und Bernecke setzte das Auto wieder in Bewegung. Langsam fuhren sie durch den Schotter, vorbei an dem alten Fabrikgebäude. »Hier hat sich kaum etwas verändert«, murmelte Bernecke vor sich hin. Sandler schaute ihn fragend an, die Augen leicht zusammengekniffen und verschlafen. Im Gegensatz zum immer wachen Bernecke fiel es ihm nach wie vor schwer, so früh am Morgen aufzustehen. Bernecke nahm dies zum Anlass, ihm einen kurzen Abriss der Firmengeschichte darzulegen.

»Die Firma wurde vor rund vierzig Jahren gegründet, ist also älter als du, Jungspund. Ich persönlich kenne sie hauptsächlich aus meinen Kindertagen. Mein Vater war hier Arbeiter am Band und meine Mutter nahm mich oft mit, wenn sie ihm Essen auf die Arbeit brachte. Damals schien mir das alles wie ein großer Spielplatz mit den ganzen Versteckmöglichkeiten und Maschinen.« Er schaute gedankenversunken auf das schmale Langhaus, das quer zum Hauptgebäude stand. Sandler meinte, ein kurzes freudiges Funkeln in den Augen des alten Kommissars zu sehen. »Wie dem auch sei«, räusperte er sich, »die Begründer sind Wilfried, genannt Willy, Kiesel und Manfred Knauf. Freunde seit ihrer Kindheit, Bekannte meines Vaters, wie es in einer Kleinstadt eben ist. Sie fingen im kleinen Stil an, mit einer Kiesgrube, die heutzutage gar nicht mehr in dieser Form existieren könnte. Sie waren dennoch sehr erfolgreich und das Unternehmen

wuchs stetig. Sie verschafften der Stadt viele Arbeitsplätze und waren hoch angesehene Männer. Neider gab es natürlich auch, das bringt der Erfolg mit sich. Allerdings zerstritten sie sich.« Sandler warf ein müdes »Warum?« ein, um sein Interesse an der Geschichte zu zeigen. »Aus unbekanntem Gründen und die Firma stand deshalb kurz vor der Schließung. Knauf kam jedoch kurz darauf bei einem Autounfall ums Leben, als er betrunken von einer Kneipe nach Hause ging. Vielmehr ist er nach Hause gewankt und hat das Auto nicht kommen sehen. Das ist knapp fünfundzwanzig Jahre her. Er hinterließ eine Frau mit Kleinkind. Tragisch das Ganze.« Bernecke schüttelte den Kopf und rollte langsam weiter über den Kies, der unter den Reifen knirschte.

Sie bogen nach links ab und sahen die Erstermittler und den Gerichtsmediziner in einem Halbkreis um die Leiche versammelt. Das bedeutete selten etwas Gutes, das wusste Bernecke, selbst in einer Kleinstadt wie dieser, vor allem an Tagen wie diesem. Die Hitze bringt die Menschen dazu, Dummheiten zu begehen.

2. Stein auf Stein

Bernecke wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Klimaanlage hatte ausgerechnet am heißesten Tag des Jahres ihren Geist aufgegeben. Vielleicht war das Auto inzwischen wirklich schrottreif, aber er konnte und wollte sich nicht davon trennen. Zu viel Gutes und Schlechtes verband er mit dem alten VW. Wenigstens konnte er seine Zivilkleidung tragen. Einer der Vorzüge, wenn man als Kriminalermittler arbeitet. Mit seinem Kaffee in der Hand und Sandler zu seiner Rechten bewegte er sich zielstrebig in Richtung des Halbkreises, der sich aus den bereits eingetroffenen Kollegen gebildet hatte. Während sie sich dem Tatort näherten, schweifte sein Blick über die Kiesberge und blieb an einem Hügel haften, auf dem sich ein großer graubrauner Raubvogel niedergelassen hatte. Eine kleine Steinlawine brach los und suchte sich ihren Weg in das Tal. Erinnerungen kamen ihm, wie er als Kind mit seinen Freunden heimlich in den Gruben gespielt hatte, aufgeschürfte Knie und Versteckspiele in der Weite der Anlage. Er hatte damals Glück gehabt, denn die Grube war kein Ort, an dem Kinder spielen sollten. Und so kam es, dass eines Tages, es war der Beginn der Sommerferien vor rund zwanzig Jahren, ein Kind in einer der Gruben verschüttet worden war. Nun sollte sich ein zweiter Toter dazugesellen. Eigentlich ein Wunder, dass bisher niemand sonst hier umgekommen ist, dachte er bei sich und schaute in den

Himmel. Diesmal war es eine ältere Stimme, die ihn aus seinen Gedanken riss.

»Morgen Bernecke.« Es war der Polizeibeamte Wolf, der ihn daran erinnerte, dass er einen Tatort zu untersuchen hatte. Tatort: Es war noch gar nicht geklärt, ob es sich um einen solchen handelte. Doch die Hitze ließ es wie selbstverständlich als einen Tatort erscheinen. Langsam näherte er sich dem leblosen Körper. »Ach du Scheiße«, stieß er brummig hervor »ist das nicht der alte Kiehse!« Er schaute hinab. Zu seinen Füßen lag ein etwa einmeterachtzig großer Mann. Er trug passend zu den Temperaturen einen feinen Leinenanzug. Sein Hut lag mehrere Meter vom Körper entfernt, die entblößte Glatze für jeden sichtbar. Die Morgensonne spiegelte sich auf der blanken Haut. Die Brille lag mit zerbrochenem Glas direkt neben ihm. Trotz seiner fünfundsechzig Jahre sah er, auch noch als Toter, sportlich aus. Er lag mit dem Gesicht nach oben und unter seinem Kopf hatte sich eine kleine Blutlache gebildet. »Tod durch äußere Gewalteinwirkung, primär durch den Sturz auf die Schienen der Baggerführung, sekundär durch heftige Schläge auf den Oberkörper. Todeszeitpunkt zwischen 23 und 1 Uhr nachts, so zumindest meine erste Einschätzung.« Der Gerichtsmediziner schob seine Brille zurück und blickte zu Bernecke hinüber. »Ich werde den Körper obduzieren und eine Blutuntersuchung anordnen. Bei einem so hohen Tier müssen wir alle Möglichkeiten berücksichtigen.« Bernecke nickte ihm zu und begann sich ein genaueres Bild des Tatortes zu machen. Kiehse ist durch den Aufprall auf ein Stück Metall im Boden zu Tode gekommen, das war offensichtlich und hätte einen Unfall vermuten lassen können. Der zerknitterte, beschmutzte Anzug und der weit entfernt liegende Hut deuteten auf einen Kampf hin. Zudem stellte sich die Frage, was er um diese Zeit alleine hier draußen gesucht hatte. Die Kühle und Stille der Nacht hatten ihn wohl kaum hierher gelockt. »Was wolltest du hier?«, fragte Bernecke den Toten. Aber auf eine Antwort konnte er vergeblich warten. Er wandte sich Sandler zu, der lebendig war und ihm antworten konnte. »Was ist dein erster Eindruck?« Sandler nahm sich kurz Zeit, seine Antwort zu sortieren. »Es ist nicht auszuschließen, dass er den Täter kannte, da seine Uhr und die teuren Manschettenknöpfe noch vorhanden sind. Auch das Bargeld in den Hosentaschen fehlt nicht. Somit kann ein Raubüberfall ausgeschlossen werden.« Bernecke war zufrieden, nickte und deutete ihm mit einer ungeduldigen Handbewegung fortzufahren. »Es muss etwas Persönliches gewesen sein. Darauf deuten die Schläge hin. Der Täter hat sich persönlich schmutzig gemacht, um Kiehse

zu schaden. Wahrscheinlich war der Tod durch das Metallstück nicht geplant, kam ihm aber entgegen und ersparte ihm weitere Arbeit. Es kann natürlich auch ein Unfall gewesen sein. Eine zufällige Begegnung schließe ich aber aus. Dafür liegt das Gelände zu weit ab von der Stadt. Der Täter muss mit dem Auto gekommen sein, da Busse hier spät abends nicht mehr fahren. Wahrscheinlich hatte er im Auto auf eine passende Gelegenheit gewartet. Außerdem ist es unwahrscheinlich, dass Kiehse hier abends alleine einfach so lang läuft. Dafür hat er bestimmt Mitarbeiter.« Er schaute Bernecke fragend an, denn er war noch nie in einer Kiesgrube gewesen und kannte die Arbeitsabläufe nicht. Er stammte aus einer Beamtenfamilie, in der jeder seiner geregelten Arbeit nachging. Seinen Berufswunsch hatte er mit Händen und Füßen durchsetzen müssen. Die Belohnung dafür erhielt er in diesem Moment. »Sehr gut«, stimmte Bernecke zu. »Es gibt tatsächlich Nachtwächter, auch auf einer Kiesgrube. Es bestand keine Notwendigkeit für Kiehse, persönlich hier lang zu spazieren des Nachts. Er musste einen Grund gehabt ... « Bernecke unterbrach den Satz und ging ein paar Schritte nach rechts. Seine Aufmerksamkeit galt nicht länger Sandler.

Zielstrebig ging er in Richtung eines kleinen Kieshaufens. Er zog sich seine Handschuhe über und griff nach unten, um ein kleines Stück Papier zwischen den Steinen aufzuheben. Die Spurensicherung hatte diese Stelle noch nicht abgesucht. Argwöhnisch betrachtete er das Stück Zellulose. Es handelte sich um einen kleinen schmalen Streifen und sah aus wie eine abgerissene Kinokarte, nur mit weniger Beschriftung. »Was ist das?« Sandler kam neugierig auf ihn zu. »Wonach sieht es denn aus?«, fragte ihn Bernecke und hielt ihm den Gegenstand entgegen. Der junge Polizist streifte sich die Gummihandschuhe über, nahm Bernecke den Fetzen aus der Hand und betrachtete ihn genau. »Vielleicht eine Erinnerungskarte? Eine Kinokarte? Nein.« Er schüttelte den Kopf, »ich muss passen, ich komme nicht drauf.« Bernecke löste auf. »Nicht ganz. Es ist ein Reinigungszettel. Den erhält man, wenn man etwas in der Wäscherei abgibt. Auf dem oberen Teil stehen dein Name und dein zu reinigendes Kleidungsstück. Diesen Teil trennst du ab und gibst ihn dem Personal, damit es dir dein Kleidungsstück zuweisen kann. Den unteren Teil, diesen hier, behält man als Quittung. Es wird manuell das Abholdatum vermerkt und du bekommst einen Stempel. Dort, siehst du, ist das Datum.« Er tippte auf die kaum lesbare Schrift. »Man kann es fast noch erkennen. Das wird uns bestimmt nützlich sein. Gib es der Spurensicherung, sie sollen es gründlich

auf Fingerabdrücke untersuchen.« Nachdem er Sandler den Zettel gegeben hatte, streifte er sich seine Gummihandschuhe ab. »Ich weiß, bei welcher Reinigung wir vorbeischaun müssen.«

Auf dem Weg zum Auto begegneten sie einem Polizisten, der eine alte Frau zum Streifenwagen führte. »Ist das schon eine Verdächtige?«, fragte Bernecke, nachdem sich die Frau ins Auto gesetzt hatte. »Nein«, erwiderte der junge Mann, »das ist Kiehls Sekretärin. Sie hat die Leiche gefunden.« Bernecke nickte und kratzte sich das stoppelige Kinn. »Bringt ihr sie gleich aufs Revier oder erst ins Krankenhaus?« »Aufs Revier.« Die Antwort, die er hören wollte. »Gut, dann schickt sie nicht sofort nach Hause. Möglich, dass ich sie auch noch befragen möchte.« Er wandte sich Sandler zu, der zurück auf die Weite der Kiesgrube blickte. »Lass uns fahren. Wir haben viel zu tun.«

3. Sauber und Fein

Bernecke parkte das Auto in der Nähe der Reinigung unter einem Baum, damit es sich abkühlen konnte. Solche Kompromisse musste er eingehen, wenn er schon kein neues Auto haben wollte. »Also, ich würde sagen, du hörst erst einmal nur zu«, sagte er zu seinem jungen Kollegen. Sandler nickte. »Bei so etwas muss man überlegt vorgehen. Lass mich das Gespräch führen, damit du siehst, wie es ablaufen sollte.« Er trommelte nachdenklich mit den Fingern auf dem Lenkrad, den Blick auf den jungen Polizisten gerichtet. Dieser betrachtete gerade eine schwarze Katze, die mitten auf dem Gehweg lag und sich den Pelz wärmen ließ. »Es ist übrigens ganz normal, dass man bei den ersten Toten grün anläuft.« Sinders Wangen erröteten. »Aber wenigstens hast du dich nicht übergeben«, lachte Bernecke, »das hätte die Gerichtsmediziner bestimmt in ihrer Arbeit behindert. Wer weiß, welche Beweismittel du vernichtet hättest.« Auf diese Weise versuchte er ihn aufzuheitern. Sandler schnalzte nur mit der Zunge. »Schluss mit lustig«, erwiderte der Kommissar. »Komm, ehe wir hier schmelzen wie die Polkappen.«

Außerhalb des Autos war die Hitze so schwer und dick, dass man sie hätte schneiden können. Sie flimmerte über den Asphalt. Bernecke kam ins Schwitzen und bereute es, die Jacke nicht im Auto gelassen zu haben. Dem jungen Polizisten dagegen schien die brütende Hitze nichts auszumachen. Er wirkte frisch und fast erleichtert, dass er aus dem Auto heraus war. »Denkst du wirklich, dass wir bei der Reinigung fündig werden?«, fragte er und sah zu Bernecke, der sich

leise fluchend aus der Jacke pellte. »Wenn wir Pech haben, lässt bestimmt die ganze Stadt dort ihre Sachen reinigen.« »Mag sein«, erwiderte Bernecke, »aber auf dem gefundenen Schnipsel kann man fast noch das Datum erkennen. Wir können die Sache also eingrenzen.« »Und wenn er Kiehse selbst gehört hat?«, warf Sandler ein. »Glaub' ich nicht«, raunte der Kommissar kopfschüttelnd. »So ein erfolgreicher Kerl lässt die Anzüge bestimmt von seiner Sekretärin abholen und hinbringen. Sicherlich wusste er nicht einmal, was ein Reinigungszettel ist. Wahrscheinlich hätte er das für irgendetwas gehalten, was man zu der Wäsche in die Waschmaschine wirft.« Er musste über seinen eigenen Witz lachen und auch Sandler konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. »Nein, nein«, unterbrach Bernecke, »man soll über Tote nicht schlecht reden.«

Sie überquerten die Straße und Bernecke informierte Sandler über die Betreiber der Reinigung. »Der Mann der Besitzerin hat früher für unseren Herrn Kiehse gearbeitet. Vor ein paar Wochen jedoch wurde fast ein Drittel der Mitarbeiter entlassen, ganz plötzlich, ohne Grund. Die entlassenen Männer haben gestreikt und eine Abfindung verlangt, ohne Erfolg.« »Denkst du, dass einer dieser Männer Kiehse getötet hat?«, wollte Sandler wissen. »Im Streit kann alles passieren. Die Männer haben jahrelang in der staubigen Kiesgrube gearbeitet und nachdem sie entlassen wurden, bekamen sie nichts. Nicht einmal ein Dankeschön. Würde dich das nicht auch wütend machen?« Die Katze wich fauchend vom Gehweg, als Sandler und Bernecke an ihr vorbei liefen und sie aufscheuchten. Sandler dachte kurz über Berneckes Frage nach. »Sicher wäre ich wütend, aber ich würde nicht zum Mörder werden.« Sie erreichten die Reinigung.

Die Werbetafel über der riesigen Fensterfront zeigte eine lachende Waschmaschine. *Wäscherei Hegelein macht's sauber und fein* stand in einem verschnörkelten Schriftzug über der Fensterscheibe, welche durch den trockenen Staub des Sommers kaum einen Sonnenstrahl durchließ. »Alles kriegen sie anscheinend nicht sauber«, raunte Bernecke, der hinter Sandler den schlauchartigen Raum betrat, an dessen Wänden links und rechts riesige Waschmaschinen standen. Die Hitze war hier noch unangenehmer, feucht und schwül, die Luft klamm und angefüllt mit dem beißenden Geruch der Reinigungsmittel, der bei Sandler ein Jucken in der Nase auslöste. Die einzige Luftquelle, die aber kaum etwas brachte, war ein Deckenventilator, der mit einem lauten Brummen rotierte. Sie traten ein und das Glöckchen über der Tür klingelte leise. Es erschien niemand. »Hallo?«, rief Bernecke und trat an den Tresen. Die Klingel vor ihm lockte ihn, sie

zu schlagen. Er sah sich prüfend um, ohne wirklich zu wissen, was er suchte. Sandler stand vor einer laufenden Waschmaschine und betrachtete die geblümete Bettwäsche, die gerade geschleudert wurde.

»Entschuldigung, dass Sie warten mussten.« Silvia Hegelein schob den Perlenvorhang zur Seite und trat aus dem Hinterzimmer an den Tresen. »Herr Bernecke, schön Sie zu sehen. Wie kann ich Ihnen helfen?« Sie lächelte Bernecke an. »Hallo Frau Hegelein. Heute bin ich beruflich hier.« Er wies auf Sandler. »Das ist mein Kollege Sandler. Ich würde ihrem Mann gerne ein paar Fragen stellen. Ist er zugegen?« Frau Hegelein wirkte leicht beunruhigt. »Erwin? Er ist gerade nicht da. Ist alles in Ordnung? Ist etwas vorgefallen?« »Es ist ihm nichts passiert. Es geht um eine andere Sache«, beruhigte Bernecke sie und begann, ihr Fragen zu stellen. »Ihr Mann hat für Kiehnel und Knauf gearbeitet, richtig?« »Ja«, antwortete sie. »Erst für Kiehnel und Knauf, dann nur noch für diesen Kiehnel. Er wurde entlassen, angeblich zu langsam und zu alt, um zu lernen, wie man mit den neuen Maschinen umgeht.« Sie wies auf die Waschmaschinen im Laden. »Mit Maschinen kennen wir uns aus.« »Das glaube ich«, antwortete Bernecke verständnisvoll. »Wo war ihr Mann von gestern Abend bis heute früh?« »Wo soll er gewesen sein? Wir haben zu Abend gegessen und dann ist er zum Angeln. Warum fragen Sie mich das?« »Man hat Wilfried Kiehnel heute Morgen tot aufgefunden.« Silvia Hegelein reagierte mit einem fast unmerklichen Wimpernzucken. »Was hat mein Mann damit zu tun?«, fragte sie schroff. »Wir haben am Tatort einen Reinigungsschein ihrer Wäscherei gefunden. Dem müssen wir selbstverständlich nachgehen.« Silvia Hegelein sah hektisch zwischen den beiden Polizisten hin und her. »Sie glauben doch nicht, dass mein Mann etwas damit zu tun hat?«, brach es aus ihr heraus. »Erwin würde so etwas nie tun. Nie.« »Sie glauben gar nicht, welche Milchbubis angeblich nichts tun können«, entgegnete Bernecke trocken. »Soll das witzig sein?«, fragte sie wütend. »Sie unterstellen meinem Mann Mord.« »Wir unterstellen gar nichts. Wir gehen derzeit nur den Hinweisen nach«, versuchte Bernecke sie zu beruhigen. »Pah«, machte sie. »Da kann ich Ihnen hunderte Verdächtige nennen. Dieser Kiehnel machte sich doch nur Feinde. Der Kerl war ein gemeines Drecksschwein, Entschuldigung, aber so ist es. Erst feuert er meinen Mann nach über dreißig Jahren und jetzt wird Erwin auch noch angedichtet, dass er ihn getötet haben soll.« Sie sah Sandler wütend an. »Zurzeit ist er, wenn überhaupt, nur ein Verdächtiger. Das ist der übliche Vorgang. Frau Hegelein, eine Bitte hätte ich noch. Wir müssten einen Blick in Ihr Auftragsbuch werfen.

Wir müssen nachprüfen, ob bei den Personen, die in letzter Zeit ihren Service in Anspruch genommen haben, jemand Verdächtiges dabei ist.« »Das würde meinen Mann entlasten?« Ein hoffnungsvoller Blick in den Augen der Frau. »Das würde es, ja«, mischte sich Sandler ein. »Das würde es möglicherweise«, sagte Bernecke und warf seinem Kollegen einen mahnenden Blick zu. Die Frau zog eine Schublade auf und holte ein schmales Büchlein hervor. »Das ist für die letzten Monate, wollen sie auch die Bücher von Januar bis Mai?« »Nein, danke. Die aktuellen reichen uns.« Bernecke nahm ihr das Buch ab. »Wo, sagten Sie, ist ihr Mann?« »Beim Tümpel, hinter den Kuhweiden.« »Ich bringe Ihnen das Buch so schnell wie möglich zurück«, versprach Bernecke.

Sie verließen die Wäscherei und gingen zum Auto. »Und jetzt? Fahren wir zum Tümpel?« Sandler wollte den nächsten Schritt wissen. »Ich fahre dorthin, du aufs Revier«, sagte der Kommissar und reichte ihm das Buch. »Geh es durch, mach Notizen und kopiere es.« »Denkst du wirklich, dass irgendein Name uns weiterhilft?«, fragte Sandler. »Natürlich denke ich das«, antwortete Bernecke bestimmt. »Durfstest du ihr all diese Hinweise geben? Was, wenn sie wirklich etwas damit zu tun haben oder sie den Täter kennt?« »Ich glaube kaum. Sie sitzt jetzt hinten in ihrem kleinen Lager und regt sich auf. Wahrscheinlich hat ihr Mann damit wirklich nichts zu tun.« »Wahrscheinlich«, murmelte Sandler. »Wie komme ich aufs Revier zurück?« Bernecke sah die Straße hinunter. »Mit dem Bus, oder laufen, bei dem schönen Wetter. Sonne tut dir ganz gut. Glaub mir, in ein paar Jahren, wenn du nur noch im Revier über irgendwelchen Fällen hockst, wirst du diese Möglichkeiten vermissen.« Er stieg in sein Auto, beugte sich über den Beifahrersitz und kurbelte das Fenster hinunter. »Du musst da lang und dann weiß ich auch nicht weiter«, rief er dem jungen Polizisten zu. »Wir sehen uns um sechs auf dem Revier. Wäre schön, wenn du bis dahin etwas vorzuweisen hättest.« Bernecke raste davon in Richtung Norden. Sandler hielt zögernd inne, dann wandte er sich um und lief blind in irgendeine Richtung.

4. Große und kleine Fische

Er parkte das Auto in der Nähe des Waldes hinter einem weinroten Kombi und stieg aus. Es musste eine Ewigkeit her sein, seitdem er das letzte Mal hier gewesen war. Die hohen Wiesen waren in der Sommerhitze der vergangenen Tage verdorrt und die Kühe auf der Weide gegenüber lagen regungslos im Schatten einer großen Eiche.

Er stopfte sich den letzten Rest seines Mittagskuchens in den Mund und wischte sich den Puderzucker von den Lippen. »Blödes Wetter«, grummelte er, den Kopf in den Nacken legend und zum Himmel blinzeln. Jetzt zur Mittagszeit schien kaum mehr ein Lüftchen zu wehen, nicht einmal die wenigen Wolken am Himmel zogen vorbei. Bernecke erhoffte sich, Milderung im Wald zu finden, den er durchqueren musste, um zur Lichtung und zum See zu gelangen. Dort sollte Erwin Hegelein angeln. Wer geht schon bei dem Wetter angeln, dachte Bernecke bei sich. Da bekommt man den Sonnenbrand gratis zum Fisch.

Nicht einmal im Wald war es erfrischend, die Hitze flimmerte zwischen den Eichen und die Mücken schwirrten um sie herum. Angezogen von seinem süßen Schweiß ließen sie sich einfach nicht abschütteln, ganz gleich, wie heftig er nach ihnen schlug und dabei seinen Kaffee verschüttete. Einen einfachen Kaffee hatte er bestellt, einen *Coffee To Go*, wie die junge Generation es nannte, hatte er erhalten. Er erwischte eine besonders fette Mücke, die sich gerade auf seiner Hand niedergelassen hatte. Heißer Kaffee schwappte auf seine Hand. Es konnte nur noch besser werden.

Erwin Hegelein hockte in einem winzigen Boot, den Rücken gekrümmt und starrte ins Nichts. Bernecke trat auf den Steg und sah sich um. Außer Schilf, Wiese und Wald gab es nichts Auffälliges. Ein perfekter Ort, um eine Leiche loszuwerden, immerhin kam hier kaum ein Mensch vorbei, nicht einmal im Sommer. »Herr Hegelein?«, brüllte er über den See, doch der Mann hörte ihn nicht. »Erwin Hegelein!« Keine Reaktion. Er schob sich die Finger zwischen die Lippen und pfiiff. Der Mann zuckte zusammen, setzte sich kerzengerade auf und blickte in seine Richtung. »Ich möchte mit Ihnen reden, würden Sie bitte ans Ufer kommen«, rief Bernecke ihm zum dritten Mal zu. Er war sich sicher, dass der Mann ihn bei den ersten beiden Rufen ignoriert hatte. Jetzt kam er langsam an den Steg gerudert. Bevor er ausstieg, vertäute er das Boot mit Sorgfalt. Bernecke trank derweil seinen Kaffee aus und kämpfte weiter mit den Mücken.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte Erwin Hegelein und hievte einen Eimer mit Wasser auf den Steg. »Ein paar meiner Fragen beantworten.« »So, Fragen.« Im Gegensatz zu Silvia, das glaubte Bernecke zumindest, wusste Erwin Hegelein nicht, wer er war. »Kommissar Bernecke«, er zeigte seine Polizeimarke. »Polizei?« Erwin wurde blass um die Nase, »ist irgendetwas passiert?« »In der Tat«, erwiderte der Kommissar. Endlich stieg der Mann aus dem Boot und trat neben Bernecke.

Der Kommissar holte sein Notizbüchlein aus der Hosentasche. »Wo waren sie gestern Abend?« »Angeln. Darf ich fragen, warum Sie das wissen wollen, Herr Bärschenke.« »Bernecke. Und heute Morgen?« »Ich war die ganze Nacht hier.« Er wies auf ein grünes Zelt zwischen den Bäumen. »Bin heute Morgen nur kurz zu meiner Frau gefahren, um mit ihr zu frühstücken.« Bernecke machte sich Notizen. »Haben Sie jemanden, der bezeugen kann, dass Sie gestern Abend hier waren?« »Sehen Sie sich doch um, wer soll schon mitbekommen haben, dass ich hier war. Niemand.« Mit einer Handbewegung wies Hegelein auf die menschenleere Lichtung. »Waren Sie den ganzen Abend hier?« »Bin nach dem Abendessen losgefahren.« »Wann war das?« »So gegen halb acht, vielleicht sieben. Ich guck' doch nicht ständig auf die Uhr.« »Nachdem Sie sich von Ihrer Frau verabschiedet haben, hat Sie da noch irgendwer gesehen. Waren Sie vielleicht tanken, ein Bier trinken?« Aus dem Eimer kam ein leises Gluckern, während das Frage- und Antwortspiel weitergeführt wurde. »Nein«, sagte Erwin Hegelein, den Blick in den Metalleimer gerichtet. »Das Auto habe ich vorgestern betankt. Wollen Sie die Rechnung?« Bernecke schüttelte den Kopf. »Und ich trinke nicht mehr. Darf ich jetzt endlich erfahren, um was es eigentlich geht und warum Sie das mitschreiben?« Langsam wurde Hegelein nervös. »Sie haben mehrere Jahre für Kiehse gearbeitet, nicht wahr?« Bernecke bemerkte schon bei seiner Frage, dass er einen wunden Punkt getroffen hatte. Hegelein konnte kaum an sich halten. »Für das Arschloch? Ja. Ganz recht. Seit ich mit sechzehn bei Kiehse und Knauf eine Ausbildung gemacht habe. Ich war immer pünktlich, fleißig, nie krank und dann, ganz plötzlich heißt es, dass unsere Arbeit von Jüngeren übernommen wird. Oder von Maschinen. Gastarbeiter sind das bestimmt. Das sollten Sie den Kiehse mal fragen, woher der seine billigen Arbeitskräfte nimmt.« »Wann haben Sie Herrn Kiehse das letzte Mal gesehen?« »Bei der Demo, kurz nach der Entlassung. Als klar war, dass wir nichts ausgezahlt bekommen.« »Sie sind nicht gestern Abend, nachdem sie mit ihrer Frau zu Abend gegessen und sich verabschiedet hatten, zu Kiehse ins Büro gefahren und haben sich mit ihm unterhalten?« »Nein, behauptet er das? Warum auch immer er das sagen sollte, ich will mit dem nichts mehr zu tun haben. Was sollte ich da auch machen, auf Knien um meine alte Stelle betteln? Das würde dieses Großmaul gerne sehen. Nein, danke.«

Bernecke unterstrich etwas in seinem Notizbuch doppelt. »Sie wissen demnach nicht, dass man Willy Kiehse heute Morgen tot aufgefunden hat?« Im Gesicht von Erwin Hegelein hellte sich etwas

auf, ein Flämmchen Freude. »Wirklich?« Er konnte sich das Lachen nicht verkneifen, »woran ist er gestorben, etwa an Habgier?« »Sie sollten mit Ihren Witzen vorsichtig sein, Herr Hegelein.« »Es tut mir leid, dass ich so schadenfroh bin, aber um ehrlich zu sein, gönne ich diesem Kerl den Tod.« »Den hat er wahrlich erhalten. Er wurde erschlagen.« »Erschlagen ... Warten Sie, Sie denken doch nicht, dass ich das getan habe, nur weil ich meine Meinung kundgetan habe, nachdem man uns hinterrücks rausgeworfen hatte?« »Es handelt sich hier nur um das übliche Prozedere, wir müssen alle Verdächtigen befragen, um Unschuldige ausschließen zu können. Man fand am Tatort ein Papierstück. Einen Reinigungsschein aus der Wäscherei Ihrer Frau, deswegen bin ich hier« »Und Sie denken, dass ich, oder sogar meine Frau ... Verdächtigen Sie etwa auch meine Frau?«, rief er empört. »Zurzeit nicht, nein«, erwiderte Bernecke. »Halten Sie Silvia da gefälligst raus.« Erwin Hegelein schnappte vor Wut nach Luft. »Was wollten Sie vorher sagen, Herr Hegelein?« »Warum sollte ich am Tatort einen Schein aus der Wäscherei meiner Frau verlieren? Warum sollte ich den überhaupt mit mir herumtragen? Ich verabscheue diesen Mann wirklich, aber ...«, er hielt inne und starrte auf den Bleistift, der zwischen Berneckes Fingern Millimeter über dem Papier zitterte. Bernecke schaute Erwin Hegelein an. »Das schreib ich nicht auf, also sagen Sie, was Sie sagen wollen.« Herr Hegelein gab ihm eine ehrliche Antwort: »Ich mach' mir nicht die Finger schmutzig. Die Gefahr, ertappt zu werden, ist viel zu groß. Das ist es mir nicht wert.«

Erneut blubberte es im Eimer, ein hektisches Schlagen gegen die Innenwand war zu hören. »Wegen dem gehe ich nicht in den Knast. Er hat mir mein Leben versaut, in meinem Alter finde ich keinen Job mehr und meine Frau darf jetzt ackern. Aber noch mehr lasse ich mir das Leben nicht versauen.« Er beugte sich hinab zum Eimer. »Es tut Ihnen nicht leid, dass man Herrn Kiehnel erschlagen hat?« »Nein«, sagte Erwin Hegelein kopfschüttelnd. »Er hat das verdient. Das wird jeder sagen, den Sie fragen werden.« Erwin Hegelein beugte sich zum Eimer hinab. »Was tun Sie da?« wollte Bernecke wissen. »Ich werfe die gefangenen Fische zurück ins Wasser.« »Warum machen Sie das, wollen Sie die Fische nicht essen?« Bernecke blickte ihn verwundert an. »Ich nehme immer den größten Fang. Die kleineren Fische werfe ich zurück ins Wasser, damit sie noch wachsen können.« Der Mann warf einen Fisch nach dem anderen in den See. »Warum sollten immer die Großen gewinnen. Damit bringe ich das Gesetz des Stärkeren etwas durcheinander.« »Ein wenig, sicher«, erwiderte

Bernecke mit Blick in den Eimer, in dem jetzt nur noch eine dicke, blauglänzende Forelle im trüben Wasser hin und her schwamm. »Eine letzte Frage habe ich noch, Herr Hegelein.« »Wenn es wirklich die letzte ist«, seufzte der Mann. »Haben Sie in den letzten Minuten mit Ihrer Frau telefoniert?« »Nein. Kein Empfang. Warum ist das jetzt wichtig?« »Reines Interesse.« Erwin Hegelein wischte sich die nassen Hände an seinem Hemd ab, den Blick, wie Bernecke zuvor, auf den Fisch gerichtet, der ihn aus glasigen Augen anlotzte. »Eigentlich haben Sie doch gar keine Beweise, die für mich sprechen, oder?« »Das darf ich Ihnen nicht sagen. Ich muss Sie außerdem bitten, dass Sie nicht mit ihrer Frau darüber sprechen.« Hegelein nickte. »Ich habe diesen Mann nicht getötet. Selbst wenn ich es mir oft vorgestellt habe. Aber ich habe es nicht getan.« »Sie wissen, dass Sie die Stadt in der nächsten Zeit nicht verlassen sollten?« Bernecke sah ihn an. »Mal sehen, was sich machen lässt«, raunte der Mann. »Haben Sie sonst noch Fragen, oder darf ich mich wieder den wichtigen Dingen zuwenden?« »Ist das ihr Wagen, der vor dem Waldweg am Straßenrand steht?« »Ja, was ist damit?«, fragte Erwin Hegelein genervt. »Steh ich zu dicht an der Straße, oder ist mein TÜV abgelaufen?« »Nein, nein. Ich wollte es nur wissen.« Der Mann nickte, den Blick zur Seite gewendet. »Ich habe die Ehre«, raunte er schließlich und sprang vom Steg ins Boot, das die ganze Zeit auf den Wellen hin und her schwappte.

Bernecke hob seinen Kaffeebecher auf und wandte sich um, schritt über den Steg, unter seinen Füßen das Glucksen und Schmatzen der Wellen, die gegen die Pfosten schlugen. Er glaubte nicht daran, dass Erwin Hegelein der Mörder war. Vielleicht hatte er einen triftigen Grund – Rache, Totschlag – aber Bernecke war überzeugt, dass dieser Mann nie so weit gehen würde. Er blickte über die Schulter und sah zum Boot, das in der Mitte des Sees trieb. Erwin Hegelein hockte wie ein Fels auf der kleinen Bank und starrte auf den Köder im Wasser. Fast, als hätte ihr Gespräch nie stattgefunden. Erwin Hegelein war schwächling und klein, die Gewalteinwirkungen, die er heute Morgen gesehen hatte, sahen aus, als ob sie von einer stärkeren Person ausgeübt worden waren. Genaueres würde der pathologische Befund liefern. Der Kommissar klappte sein Notizbuch zu, holte sein Handy aus der Jackentasche und überprüfte den Empfang. Kein Empfang, wie der Mann gesagt hatte, hier würde ihn niemand anrufen können.

Zurück am Auto, ging er neben dem Wagen von Erwin Hegelein in die Knie, schaute sich die Reifen an. Kratzte mit dem Bleistift am

Profil und holte Dreck heraus, den er in einem Plastiktütchen verstaute. Keine Steine oder Kiesel, die darauf hingewiesen hätten, dass er in der Kiesgrube gewesen sein könnte. Nichts. Er richtete sich wieder auf und blickte zurück zu der Kuhweide auf der anderen Straßenseite. Unbeweglich lagen die Kühe im Schatten eines Baumes und kauten mit geschlossenen Augen. Bernecke genoss die Stille, dann stieg er ins aufgeheizte Auto, warf den leeren Kaffeebecher in seinen improvisierten Mülleimer und startete den Wagen. Vielleicht hatte Sandler etwas Neues herausgefunden, irgendetwas, was ihnen weiterhalf. Bis jetzt hatten sie nichts, schon gar nichts, was für Erwin Hegelein als Täter sprach. Wer weiß, vielleicht lag der Autopsiebericht schon vor und öffnete neue Türen. Außerdem würde er sich noch einmal mit Wilfried Kiehls Sekretärin zusammensetzen und sie befragen. Er fuhr los, raste über die Landstraße in Richtung Stadt, im Radio lief sein Lieblingslied, er drehte die Musik voll auf und pff mit. Heute war ein schöner Tag.

5. Die Sekretärin

Inzwischen war es kurz vor sechs und immer noch heiß. Als Bernecke das Büro betrat, überkam ihn zum ersten Mal an diesem Tag das Gefühl angenehmer Frische. Die alten Mauern spendeten eine wohltuende Kühle, die von der Hitze draußen ablenkte. Er steuerte direkt auf Sandler zu, der mit einer jungen Frau sprach, die sich auf seinen Tisch stützte und unentwegt mit den Augen zwinkerte. »Sandler«, rief er, »du sollst arbeiten, anstatt dir neue Freunde zu machen.« Sandler warf dem Mädchen einen entschuldigenden Blick zu. Sie nickte, erhob sich und ließ die beiden Männer allein. »Hast du etwas herausgefunden?«, fragte Bernecke im Vorbeigehen. »Ja. Moment, warte.« Sandler sprang von seinem Stuhl auf und eilte dem Kommissar nach, der in seinem Büro verschwand. »Ist diese ... diese Frau«, fragte er Sandler, während er in seinen Unterlagen suchte, »ich meine die Sekretärin von Willy Kiehlsel. Ist sie noch da?« »Ja, du meinst Margarete Hering. Sie ist noch da. Ich habe etwas Interessantes herausgefunden, zwei Namen ...« Bernecke unterbrach ihn, ohne es zu merken. »Ich möchte jetzt mit ihr sprechen. Kannst du sie bitte ins Verhörzimmer bringen?« Sandler nickte folgsam, ließ aber nicht davon ab, seine Entdeckungen vorzutragen. »In dem Auftragsbuch, das uns Silvia Hegelein überlassen hat, gibt es zwei Namen, die dich interessieren werden.« Mit einer Handbewegung dämpfte Bernecke den Enthusiasmus des jungen Kollegen. »Sofort, Sandler. Zuerst

spreche ich mit Maren Hering.« »Margarete«, korrigierte Sandler, »kann ich dabei sein?« »Ja, du sollst schließlich etwas lernen. Aber halte dich bitte im Hintergrund. Diese Frau hat ihren ermordeten Chef gefunden, da muss man Feingefühl zeigen.«

Margarete Hering, die siebzugjährige Sekretärin von Wilfried Kiehse, wirkte noch älter, als sie auf dem Stuhl saß und auf ihre knöchigen Finger starrte, mit denen sie das Taschentuch in winzige Schnipsel riss. Bernecke stellte eine Tasse Kaffee neben sie und lächelte freundlich, als sie ihn flüchtig mit ihren wässerigen Augen ansah. »Also, Frau Hering«, sagte er bemüht sanft und ließ sich auf dem Stuhl neben Sandler nieder, »wie geht es Ihnen?« Er schaute ihr fest in die Augen, um ihr ein Gefühl von Sicherheit zu geben. »Etwas müde, durcheinander. Ach, es ist so traurig.« Ohne dass sie es mitbekam, stellte er das Diktiergerät an, das zwischen ihnen auf dem Tisch lag. »Bis jetzt sind sie wahrscheinlich die Einzige, die es traurig findet, was Herrn Kiehse passiert ist.« Sie zuckte wütend zusammen. »Der Willy war ein netter Mann. Nicht jeder wusste mit seiner Art umzugehen, aber zu mir war er immer freundlich und ehrlich. Natürlich war er mein Chef und streng, aber er war immer freundlich. Immer.« »Wie lange haben Sie für ihn gearbeitet?« Bernecke arbeitete seinen Fragenkatalog ab. »Ach.« Sie sah nachdenklich aus dem vergitterten Fenster unterhalb der Decke. »Ich bin seit der Gründung der Firma dabei, das heißt nicht seit dem ersten Tag, aber seit dem ersten Jahr. Ja, er war immer freundlich.« Sie lächelte, als sie sich an alte Zeiten zurückerinnerte und kicherte leise. »Manchmal hab ich Blumen gekauft, die hab ich auf seinen Schreibtisch gestellt. Er hat sich immer bedankt. Ja, er war immer freundlich.« Sie senkte den Blick und wischte sich die Tränen von den Wangen. »Immer freundlich«, flüsterte sie. »Er hat mir immer einen guten Morgen gewünscht und einen schönen Feierabend und an meinem Geburtstag gab er mir frei.« Bernecke sah flüchtig zu Sandler, der an seiner Armbanduhr spielte. »Waren Sie gestern im Büro? Wenn ja, wann haben Sie das Büro verlassen, Frau Hering?« Sie überlegte nicht lange. »So wie jeden Sonntag, wenn ich für drei Stunden vorbeikomme. Ich war immer sehr sorgfältig, was die Arbeit anging. Das habe ich von meiner Mutter.« Sie lächelte zufrieden. »Wie viel Uhr war es genau, als sie gingen?«, wollte Bernecke wissen. »Es muss gegen sieben gewesen sein, ja, gegen sieben, denn ich habe noch das Ende meiner Sendung sehen können. Aber das habe ich schon ihrem Kollegen erzählt.« Sie schaute verwundert auf. »Ich weiß. Wir müssen das leider alles nochmal durchgehen. Es tut mir leid,

dass wir sie noch nicht gehen lassen können, aber sie können sich denken, dass das eine ziemlich große Sache ist.« »Ja. Eine schreckliche Sache, nicht wahr?«, flüsterte sie. »Der arme Willy, einfach tot. Wahrscheinlich Jugendliche, die lungern oft auf dem Gelände rum und trinken, vor allem am Wochenende.« Bernecke dachte an seine Fragen und fuhr fort. »War Herr Kiehseel noch in seinem Büro, als sie gingen?« »Natürlich«, platzte es aus ihr heraus. »Er hat immer bis spät in die Nacht gearbeitet, auch am Wochenende. Er ging nie vor mir. Nie.« »Hatte er keine Frau, die auf ihn wartete?« »Nein. Herr Kiehseel war alleinstehend. Dabei war er immer freundlich, etwas eigen. Ja. Manchmal war er aber etwas aufbrausend und laut.« Sie kicherte erneut. »Aber freundlich.« Sandler konnte sich einen Seufzer und Augenrollen nicht verkneifen. Bernecke, sah ihn mahnend an.

»Gestern Abend. War er da auch noch da, als Sie gingen?« »Ja. Ich habe mich von ihm verabschiedet und eine gute Nacht gewünscht.« »War er irgendwie verändert. Kam er Ihnen seltsam vor?« »Seltsam?«, wiederholte sie langsam. »Wie meinen Sie das?« Sie schaute ihn fragend an. »War er nervös, laut, launisch? Irgendwie anders als sonst?« »Nein. Nein, wie immer. Er sagte Gute Nacht. Nein, er war wie immer. Ein bisschen nervös vielleicht.« Sie dachte nach. »Ich fragte ihn, ob er noch Besuch erwarte, denn er trug seinen guten Anzug.« »Und, was sagte er?« »Er sagte nein, wahrscheinlich nicht.« Bernecke machte sich Notizen »Glaubten Sie ihm?«, hakte er nach. »Ja, natürlich! Warum sollte er lügen, Herr Kommissar?« Die alte Dame wirkte sichtlich empört. Bernecke fuhr schnell fort. »Heute Morgen, was war da? Könnten Sie mir bitte den Ablauf des Vormittags schildern?« Sie sammelte sich kurz und rekonstruierte dann die Ereignisse. »Ich musste aufschließen. Das war seltsam. Er war selten zu spät. Manchmal dachte ich«, sie kicherte wieder, »ich dachte, er würde im Büro schlafen, weil er immer vor mir da war.« »Was haben Sie gemacht, als er nicht kam?« »Bei ihm daheim angerufen, aber es nahm niemand ab. Dann habe ich es auf dem Mobiltelefon versucht.« Sie senkte den Blick. »Es ist so schrecklich, der arme Willy. Er ging auch nicht ans Handy. Ich dachte, ich höre das Klingeln seines Mobiltelefons. Er hatte diese lustige Melodie.« Sie summte leise eine ihnen unbekannt Melodie. »Es war kaum zu hören, aber ich war mir sicher. Ich dachte, er würde gerade über den Hof kommen, deswegen wollte ich ihm die Tür öffnen. Aber er kam nicht.« Sie wischte sich mit einem Taschentuch über die Augen. »Dann ging ich nach draußen, immer der Melodie nach. Ich dachte, vielleicht hat er das Telefon verloren und es liegt irgendwo. Und dann sah ich ihn. Er

lag hinter dem Haus bei den Schienen.« »Was haben Sie getan, nachdem Sie ihn dort liegen sahen?« »Ich bin hin, und ...«, sie stockte, brach in Tränen aus und vergrub das Gesicht in den Händen. »Der arme Willy. Er war tot, das sah ich sofort. Man spürt das, wissen Sie, Herr Kommissar? Da ist nur noch eine Hülle, aber keine Seele. Nur ein Körper.« Sie wischte sich über die Wangen. »Haben Sie ihn angefasst, irgendetwas aufgehoben?« Eine obligatorische Frage, die Bernecke bei allen Ermittlungen stellte. »Nein, das habe ich Ihrem Kollegen auch schon erzählt.« Sie sah erschöpft aus. »Ich bin müde, meine Katze ist allein zuhause und hat Hunger. Kann ich jetzt gehen? Bitte. Außerdem hab ich alles gesagt, was ich sagen konnte.« »Aber natürlich«, antwortete Bernecke. Sie stand von ihrem Stuhl auf und strich sich mit fahrigem Fingern über ihre strenge Frisur. »So etwas wünscht man doch niemandem, nicht wahr, Herr Kommissar, nicht einmal dem Kiehse!.« »Ich danke Ihnen, Frau Hering«, sagte er nachdrücklich und drückte die Stopptaste des Aufnahmegerätes.

Bernecke und Sandler ließen sich im Revier an dem großen Tisch nieder, an dem sie ihre Besprechungen abhielten. Jetzt waren sie allein in dem hellen, kargen Zimmer. Bernecke schüttelte mitleidig den Kopf. »Arme Frau, dass sie so etwas erleben musste auf ihre alten Tage. Wenigstens wissen wir jetzt, dass Herr Kiehse sehr nett war«, sagte Sandler. »Auch wenn sie die Einzige ist, die dieser Meinung ist«, erwiderte Bernecke nachdenklich. In Gedanken ging er noch einmal das Gespräch mit Frau Hering durch. Im Laufe seiner Karriere hatte er genug Frauen kennengelernt, die unschuldig wirkten und sich dann doch als Täterin herausstellten. Er würde sie im Hinterkopf behalten.

Bernecke fiel das Adressbuch ein und die interessanten Ergebnisse, die Sandler vortragen wollte. »Du hast vorhin von zwei Namen gesprochen, über die du gestolpert bist. Was hast du rausgefunden?« »Das wird dir gefallen.« Sandler klappte die schmale Mappe auf und verteilte die Kopien über den ganzen Tisch. »Hier«, sagte er und tippte mit dem Finger auf einen Namen. »Dieser Mann ist Stammkunde bei den Hegeleins und er hat früher für Willy Kiehse gearbeitet. Er war in der letzten Woche mehrmals in der Wäscherei und vor ein paar Tagen kam eine Beschwerde über ihn bei uns rein, dass er ständig in der Nähe der Kiesgrube herumlungern würde.« »Hast du die Kollegen darauf angesprochen?«, fragte Bernecke. »Noch nicht, ich wollte es erst dir sagen.« »Gut, denn er ist es bestimmt nicht.« Sandler wirkte verwundert. »Nicht, warum?« »Weil ich den Mann kenne. Er ist über achtzig und hat einfach nur zu viel Zeit und ist

gerne unter Menschen. Wir können dennoch jemanden vorbeischicken, der ihn befragt. Fürs Protokoll« – ein Versuch, Sandler nicht zu entmutigen. »Ach so. Okay«, antwortete dieser leicht enttäuscht. »Was hast du noch?« »Eine gewisse Hannah Knauf. Sie war in der letzten Woche da und hat einen Anzug abgegeben. Der Name kam mir sofort bekannt vor. Du hattest von ihrem Mann erzählt.« Bernecke schaute erstaunt auf. »Hannah Knauf, sagst du?« »Ja, genau«, bestätigte Sandler nickend, »die Frau von Manfred Knauf.« Bernecke dachte angestrengt nach. »Hannah Knauf? Du erinnerst dich an das, was ich dir erzählt habe? Sie und ihr Mann standen kurz vor dessen Tod in ständigem Streit mit Wilfried Kiehse. Betriebliche Differenzen, nahm man an. Nach dem Tod Knaufs gab es Uneinigheiten über die weitere Führung des Unternehmens.« »Hätte sie dann nicht ein Motiv?«, ein fragender Blick Sandler. »Kiehse wurde erschlagen und du hast ihn gesehen. Er war ein massiger Mann. Hannah Knauf ist eine alte Frau. Aber wir statten ihr dennoch einen Besuch ab. Rein formal.« »Versteht sich.« Sandler nickte zustimmend.

Bernecke ging die Kopie der Auftragsliste durch und fuhr mit dem Finger über die Namen auf der Liste. Plötzlich blieb er bei einem Namen stehen. »Was ist mit ihm?« Der junge Kollege sah ihn an. Bernecke hatte das Gefühl, als ob endlich Licht ins Dunkle kommen würde. »Frederikson? Er war letzte Woche da, um einen Anzug reinigen zu lassen«, las Sandler von seinen Notizen ab. Er merkte, dass Bernecke den Namen sehr gut zu kennen schien und schaute ihn fragend an. »Wer ist das?« »Boris Frederikson. Das war einer meiner ersten Fälle. Auch so eine unschöne Geschichte.« »Was denn für eine?«, fragte Sandler. »Kannst du dich an die erwähnten Unglücksfälle in der Grube erinnern? Früher haben oft Kinder in der Kiesgrube gespielt. Sie war unbewacht und ungesichert. Irgendwann wurde dort ein kleiner Junge verschüttet, der mit seinen Freunden gespielt hatte. Der kleine Emil. Als man ihn ausgrub, war er bereits erstickt. Schreckliche Geschichte. Jedenfalls forderte die Familie des toten Kindes Schmerzensgeld und wollte, dass mehr in die Sicherheit des Gebietes investiert wird. Sie wollte Kiehse zur Rechenschaft ziehen. Ihrer Meinung nach war er schuld daran, dass so etwas überhaupt passieren konnte. Keine Zäune, keine Wachmänner. Nichts.« »Und?« Sandler wollte das Ende der Geschichte wissen. »Was denkst du wohl? Kiehse gewann den Prozess. *Eltern haften für ihre Kinder*, den Spruch kennst du.« »Das ist bitter«, der junge Polizist sah wütend aus, »aber wer ist denn nun dieser Boris Frederikson genau?«, fragte Sandler. »Das ist der große Bruder des Jungen. Ich

kann mich gut an ihn erinnern. Er hatte ganz klare, wütende Augen, ein so strenges erwachsenes Gesicht. Dabei war er erst fünfzehn. Die Familie ist kurz danach weggezogen, wahrscheinlich zu viele Erinnerungen. Ich kann mich nicht erinnern, ihn je wiedergesehen zu haben.« Bernecke schaute aus dem Fenster. »Es kann doch gut sein, dass er zurückgekommen ist und sich jetzt rächen wollte. Wie lange ist das her?« Sandler schaute Bernecke nachdenklich an. »Lange«, antwortete dieser, »aber für Rache gibt es bekanntlich keinen genauen Zeitpunkt. Ich hatte schon Racheakte, die fast vierzig Jahre später begangen wurden.« Sandler las in seinen Notizen nach. »Silvia Hegelein hat unter dem Namen von Boris Frederikson vermerkt, dass er im Hotel *Grüner Adler* wohnt. Was macht er wohl in seiner alten Heimatstadt? Offene Rechnungen begleichen?« »Das werden wir gleich herausfinden«, sagte Bernecke und schlug die flache Hand auf den Tisch. »Kollege, ich denke, wir haben eine heiße Spur. Boris hat ein Motiv, er ist nur für kurze Zeit in der Stadt, noch dazu alleine in einem Hotel, wo er ein und aus gehen kann, wie er will. Dem stattdessen wir gleich morgen früh einen Besuch ab. Ruf aber vorher an und frag nach, ob er wirklich noch da ist.« Sandler hatte mit diesem Auftrag gerechnet. Er sprang von seinem Stuhl auf und eilte aus dem Raum.

Bernecke erhob sich langsam von seinem und trat ans Fenster, schob die Lamellen der Jalousien auseinander und blickte durch den Spalt auf die Straße, die vor dem Gebäude lag. Grau in Grau und darüber ein blauer, wolkenloser Himmel, an dem eine ungnädige Sonne auf die Dächer schien. Er hatte ein gutes Gefühl. Mit Boris Frederikson hatten sie endlich einen Mann gefunden, der ein wirkliches Motiv haben könnte. Außerdem, und darauf vertraute er an erster Stelle, sagte ihm sein Gefühl, das leise Pochen in der linken Schläfe, dass diese Spur richtig sein musste. Sandler kam zurück und blieb in der Tür stehen. »Er war gerade nicht zu erreichen, aber die Dame an der Rezeption hat mir versichert, dass er noch im Hotel ist und vor übermorgen nicht abreisen wird.« »Sehr gut«, brummte Bernecke. Besser konnte es nicht laufen. Gleich morgen Mittag würden sie diesem Frederikson einen Besuch abstatten, doch jetzt ging es erst einmal nach Hause.

6. Alte Rechnungen

Nachdem er am Abend nach Hause gefahren war, hatte Bernecke für einen Moment abschalten können. Er hatte sich ein Brot gemacht und es beim Fernsehen gegessen. Erst nach den Spätnachrichten,

die den Mord von Willy Kiehnel vermeldeten, hatte er sich an seinem Schreibtisch niedergelassen, um seine Notizen zu überfliegen. Irgendwann nach Mitternacht war er in einen festen Schlaf gesunken.

»Hast du das gelesen?« Inga, Berneckes Kollegin, hielt ihm am nächsten Morgen auf dem Revier die Zeitung unter die Nase. Sie war sichtlich genervt »Was ist das?«, fragte Bernecke, der gerade erst angekommen war und noch einen Kaffee vom Wachsein entfernt war. »Die Zeitungen sind voll davon. Überall geht es um den Mord an Kiehnel«, fauchte sie. »Ja, gestern Abend kam es schon in den Nachrichten«, erwiderte Bernecke achselzuckend. »Das ist doch nichts Neues. Die Menschen wollen über alles Bescheid wissen und informiert sein. Oft zu unserem Leidwesen.« »Ich weiß, aber das ist Mist.« Inga war sauer. »Diese Unruhe in der Stadt hat uns gerade noch gefehlt. Wir haben doch noch gar nichts, was wir rausgeben können.« »Reg dich nicht auf«, lachte Bernecke und nahm einen Schluck frisch gebrühten Kaffee. »Mach ich aber. Übrigens will der Gerichtsmediziner dich sprechen.« Genervt verließ sie den Raum. »Das ist mal eine gute Nachricht, vielleicht hat er neue Erkenntnisse«, rief ihr Bernecke hinterher. Möglicherweise welche, die gegen Boris Frederikson sprechen. Bernecke war sich sehr sicher, dass dieser Mann etwas damit zu schaffen hatte. Warum sonst sollte er in seine alte Heimatstadt gekommen sein, genau zu der Zeit, zu der Wilfried Kiehnel umgebracht wurde? Da musste es einen Zusammenhang geben. Sie würden ihn herausfinden.

Bernecke fuhr mit dem Fahrstuhl in den Keller und lief den langen Flur entlang. Vor dem Büro des Gerichtsmediziners blieb er stehen und klopfte, obwohl die Tür offen stand. »Guten Morgen«, grüßte er erwartungsvoll den Gerichtsmediziner. Robert Lohse sah auf und lächelte. »Bernecke, Morgen.« »Ich bin wegen Willy Kiehnel hier. Gibt es irgendetwas, das uns hilft? Irgendetwas, mit dem wir irgendwen an die Wand nageln können?« »Da hättest du auch anrufen können. Wirklich Neues habe ich leider nicht.« Er zuckte mit den Schultern. »Nichts? Was ist mit dem toxikologischen Befund? Liegt der schon vor?« Robert Lohse sah ihn schuldbewusst an. »Tut mir leid, erst morgen. Ich hab zwar Druck gemacht und gesagt, dass es wichtig ist, aber erstens haben die noch andere Fälle und zweitens hatten sie die Proben, wie mir scheint, kurzzeitig verschlampt. Die Hitze bringt alles durcheinander.« Er schüttelte den Kopf. »Hast du denn schon irgendetwas anderes für mich?« Bernecke wirkte ungeduldig, wie ein Kind auf dem Jahrmarkt, das unbedingt mit der Attraktion

fahren will, die gerade geschlossen ist. Lohse versuchte ihn durch die bisher bekannten Fakten zu besänftigen. »Im vorläufigen Befund sieht es so aus, als ob er erschlagen wurde. Willst du die Leiche nochmal sehen?« »Nein danke, ich hab schon genug gesehen.« »Er hat eine ziemlich heftige Blessur am Hinterkopf, deutliche Zeichen von Gewalteinwirkungen.« Lohse wühlte in seinen Unterlagen. »Ist er daran gestorben?«, fragte Bernecke. »Sehr wahrscheinlich. Bis jetzt deutet alles darauf hin. Aber wir warten noch auf den toxikologischen Befund.« »Denkst du, es war mehr als eine Person?« »Hm, nein. Ich denke, es war eine Person. Von der Statur her würde ich sagen um die ein Meter achtzig groß und achtzig Kilogramm schwer, eher etwas mehr. Ich bin noch nicht ganz fertig, was die Untersuchungen angeht.« Bernecke konnte seine Enttäuschung schlecht verbergen. »Tut mir leid, aber bei der Hitze bekommen wir lauter Fälle eingeliefert, die alle auf den ersten Blick wie ungewöhnliche Tode aussehen, um sich dann als Hitzschlag herauszustellen. Ich versinke in Arbeit. Morgen kann ich dir Genaueres sagen.« »Ja, okay«, grummelte Bernecke in sich hinein. Dass der Besuch beim Gerichtsmediziner weniger erfolgreich abgelaufen war, als er erhofft hatte, verbesserte nicht gerade seine Laune.

Es war immer noch brütend heiß, als Bernecke und Sandler zum Hotel fuhren, in dem Boris Frederikson wohnen sollte. »Morgen soll es regnen«, sagte Sandler, der auf dem Beifahrersitz saß und Zeitung las. »Morgen, immer heißt es morgen. Diese blöde Hitze, da fängt der netteste Labrador an, die Katze zu beißen.« »Was?« Sandler musste lachen. »Alte Bauernweisheit meiner Großmutter. Hast du vorhin nochmal im Hotel angerufen? Nicht, dass wir umsonst hierhergefahren sind.« »Die Frau an der Rezeption meinte, dass er noch auf seinem Zimmer sei. Zumindest hat er den Schlüssel nicht abgegeben. Was soll man bei dieser Hitze schon großartig machen in dieser Stadt?« Sandler dachte ernsthaft über seine Frage nach. »An den See fahren. Oder in die Berge«, erwiderte Bernecke. Er rollte mit dem Auto auf den Parkplatz vor dem grauen unscheinbaren Hotel, das nur an der grünen Schrift über der Tür als solches zu erkennen war. Er manövrierte das Auto in eine Parkbucht und stieg aus. Sandler tat es ihm gleich und eilte seinem Vorgesetzten über den erhitzten Asphalt des Parkplatzes nach. »Denkst du, er wird gestehen, wenn er es getan hat?« Der junge Polizist konnte sich die Frage nicht verkneifen. »Mit Sicherheit nicht. Ich denke, wir müssen ihn beobachten. Lass uns abwarten, wie das Gespräch abläuft. Wenn er Probleme macht, nehmen wir ihn mit aufs Revier und verhören ihn dort.«

Sie betraten das Hotel durch eine gläserne Drehtür. Die junge Frau an der Rezeption sah freundlich auf. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie Bernecke, der mit den Fingern auf der spiegelblanken Oberfläche des Anmeldetresens trommelte. »Ich möchte gerne mit einem gewissen Herrn Boris Frederikson sprechen.« »Erwartet er Sie, Herr ...?« »Bernecke und das ist mein Kollege Sandler. Er erwartet uns nicht, aber ich muss mit ihm sprechen.« Bernecke fischte nach seiner Polizeimarke und wedelte damit vor den Augen der jungen Frau herum. Sie schaute verlegen und deutete mit den Fingern nach links. »Herr Frederikson ist im Séparée. Er ist nicht zu übersehen. Er ist bis jetzt der einzige Gast dort.« »Ich danke Ihnen«, antwortete Bernecke freundlich.

Boris Frederikson sprang den beiden sofort ins Auge. Er war ein massiger Mann mit Stiernacken und kurzen Haaren. Bernecke erkannte in seinen Zügen den Jungen von damals, nur gealtert, aber mit demselben strengen Blick, den der Kommissar noch von den Fotos in Erinnerung hatte. Er saß alleine an dem langen Tresen aus Mahagoniholz und nippte an einem Glas. »Guten Morgen«, begrüßte ihn Bernecke freundlich und ließ sich neben ihm am Tresen nieder. »Ist es nicht etwas früh für Whisky? Stoßen Sie auf etwas an?« Boris schwenkte sein Glas und betrachtete die bernsteinfarbene Flüssigkeit mit zufriedenenem Blick. »Für einen guten Whisky ist es nie zu früh. Vor allem nicht für einen Laphroaig.« Er konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Seine Stimme klang freundlicher als er aussah. »Darf ich fragen, wer Sie sind?« Er schaute die beiden Männer an. »Kommissar Bernecke.« Frederikson sah ihn erstaunt an. »Kommissar? Hab ich was verbochen? Hat man mich gesehen, wie ich gegen dieses Haus gepinkelt habe?«, fragte er belustigt. Bernecke schien weniger amüsiert. »Wir ermitteln im Mordfall Kiehse und gehen gerade jedem Hinweis nach. Dazu müssen wir auch Sie kurz befragen, wenn es nicht zu viel Ihrer kostbaren Zeit in Anspruch nimmt.« »Willy Kiehse, der Dreckskerl aus dem Drecksloch.« Boris schwenkte sein Glas und schaute konzentriert hinein, als ob er eine Glaskugel befragen wollte. »Hab das heute Morgen schon in der Zeitung gelesen und was soll ich sagen, ja, ich stoße an.« Er hob sein Glas. »Darauf, dass die Hölle ihn verschluckt.« »Ist das nicht etwas grob?«, fragte Sandler, der hinter Bernecke an der Bar stand. »Grob?«, lachte Boris über den Kopf des Kommissars hinweg. »Im Gegenteil, Kleiner, das ist milde ausgedrückt.« Bernecke beendete die Unterhaltung. Er hatte Besseres zu tun, als zwei Halbstarken beim Wortgefecht zuzusehen.

Er zückte sein schwarzes Büchlein und seinen Stift. »Wo waren sie vorgestern Abend?« »Bei einem Freund, die ganze Nacht. Junggesellenabschied. Er heiratet morgen.« Der Kommissar machte sich Notizen und hakte nach. »Sie haben also ein Alibi?« »Hieb und stichfest, mit Zeugen und allem Drum und Dran.« Boris Frederikson lächelte Bernecke selbstsicher an. »Ich muss Sie diesbezüglich leider enttäuschen, Herr Kommissar.« Dieser ließ sich davon nicht beeindruckt und fuhr trocken fort. »Eine andere Frage. Wir haben bei der Leiche einen Reinigungsschein gefunden, der uns zur Reinigung der Familie Hegelein geführt hat.« Wieder diese Selbstsicherheit bei Boris Frederikson »Ja, die Hegelein-Reinigung kennt bestimmt niemand hier in dieser Stadt und bestimmt bringt dort auch niemand seine Kleider hin, außer ein Mörder.« Boris zwinkerte Bernecke zu und nahm einen weiteren Schluck von seinem Whisky. »Worauf wollen Sie hinaus, Herr Bernecke?« Bernecke zeigte sich nach wie vor unbeeindruckt. »Ist es wahr, dass Sie dort etwas abgegeben haben, Herr Frederikson?« »Ja«, antwortete Boris. »Ich bin nur zu Besuch hier und wohne in einem Hotel. Irgendwo muss ich doch meine Sachen reinigen lassen. Würden Sie mit dreckigen Unterhosen im Koffer heimreisen? Warum fragen Sie mich das eigentlich alles? Bin ich etwa ein Verdächtiger? Falls ja, muss ich Sie enttäuschen. Ich hab' Kiehsel nicht umgebracht.« Er stellte sein Glas mit einem heftigen Knall auf den Tresen, sodass der Whisky Wellen schlug. Die Geduld des Kommissars ließ langsam nach. »Herr Frederikson, Sie sind also nicht zu ihrem alten Spielplatz gefahren und haben dort ein wenig Kiehselchubsen gespielt?« »Bitte was ...?«, lachte Boris mit bitterem Ton, »ich weiß gar nicht, was Sie damit sagen wollen.« »Herr Frederikson, wir wissen, dass Kiehsel damals nicht belangt wurde, nachdem ihr kleiner Bruder Emil in der Kiesgrube umkam, weil es nicht genügend Sicherheitsvorschriften gab. Das muss Sie doch verärgert haben und immer noch ärgern, oder nicht?« Er sah ihn herausfordernd an. Boris blinzelte zurück. »Ja, ich gebe es zu. Natürlich war ich damals wütend und habe vielleicht auch gesagt, dass ich ihn am liebsten tot sehen würde. Aber das ist Jahre her. Woher wissen Sie das überhaupt alles?«

Boris nahm einen letzten Schluck und drehte sich zu Bernecke um. Er wirkte ruhig und aufgebracht zugleich. »Wissen Sie, das mit meinem Bruder war ein blöder Unfall, ein Unfall. Das lässt sich nicht mehr ändern, auch nicht durch den Mord an diesem Widerling Kiehsel. Ich bitte Sie, Sie sollten diese Sache einfach begraben und den Mörder in Ruhe lassen.« »Leider ist Mord ein Kapitalverbrechen«,

antwortete Bernecke harsch. »Wissen Sie was, Herr Kommissar? Sie sollten die ganze Stadt auf Ihre Liste der Verdächtigen setzen und nicht nur Menschen herauspicken, die von Kiehnel auf irgendeine Art und Weise verletzt oder hintergangen worden sind.« Er zog einen Zettel aus seiner Hosentasche und kritzelte einen Namen und eine Adresse darauf. »Das ist die Adresse von meinem Freund, der morgen heiratet und auf dessen Junggesellenabschied ich war. Überprüfen Sie mein Alibi.« »Das werden wir«, antwortete Bernecke und erhob sich. Auch Sandler, der die ganze Zeit ruhig gewesen war, rutschte von seinem Hocker. »Glauben Sie nicht, Herr Frederikson, dass wir es nicht herausfinden werden, wenn Sie jetzt Ihren Kumpel anrufen und ihn bitten, für Sie zu lügen.« »Keine Angst.« Boris lachte. »Ich bin ein ehrlicher Mensch und ich verspreche Ihnen, ich rufe nicht bei ihm durch und kündige Sie an.« Er zwinkerte Bernecke zu. Der fand sein Verhalten nach wie vor weniger lustig, »Ich bitte Sie vorerst in der Stadt zu bleiben, bis wir weitere Informationen haben«, brummte er. »Gerne, wenn sie mir die Tage im Hotel bezahlen, die ich länger bleiben muss. Allerdings weiß ich auch, dass Sie mich ohne Beweise nicht zwingen können zu bleiben.« »Wir werden sehen«, antwortete der Kommissar, »einen schönen Tag noch.« »Ihnen auch, Herr Bernecke.«

Die Ermittler fuhren zur angegebenen Adresse, ohne ein Wort zu wechseln. Bei den Temperaturen vermieden sie alle unnötigen Anstrengungen. Smalltalk gehörte heute dazu. Erst als Bernecke das Auto vor dem Einfamilienhaus parkte, ergriff der junge Polizist das Wort. »Du glaubst, dass er es war, oder?« »Ja«, antwortete der Kommissar. »Ich glaube, er hat die Hochzeit seines Freundes als Vorwand genutzt, um in die Stadt zu kommen und eine alte Rechnung zu begleichen.« Sandler nickte. »Er wirkte ziemlich zufrieden.« »Auf mich wirkte er ein wenig zu selbstsicher«, fügte Bernecke den Überlegungen hinzu. »Wir werden sehen, was sein Freund zu berichten hat.« Sie stiegen aus und gingen den breiten Kiesweg entlang. An der Haustür drückte Sandler den Klingelknopf und wenige Sekunden später öffnete ihnen ein junger Mann mit verschlafenen Augen. »Guten Morgen, sind Sie Karsten Kaminski?«, fragte Bernecke, der den Namen aus seinem Notizbuch ablesen musste. »Ja, Sie sind hoffentlich niemand, der mir zu so früher Stunde ein Abo andrehen möchte?« Er musste über seinen eigenen Spruch lachen. Bernecke zeigte ihm seine Polizeimarke. »Kommissar Bernecke«, er wies auf den jungen Mann neben sich, »und mein Kollege Sandler. Wir müssen kurz mit Ihnen reden. Dürften wir hineinkommen, Herr Kaminski?«

»Aber natürlich«, antwortete der junge Mann sichtlich verunsichert und ließ sie herein. »Bitte, die Tür links, ins Wohnzimmer. Und wenn sie leise wären, wäre ich Ihnen sehr dankbar, meine Freundin ... meine Verlobte schläft noch.«

Sie ließen sich auf dem Sofa nieder und warteten bis Karsten Kaminski mit einer Tasse Kaffee zurückkam und sich in den Sessel fallen ließ. »Oh, verzeihen Sie, möchten Sie auch einen Kaffee? Ich bin noch etwas verschlafen.« »Nein, danke«, antwortete Bernecke für beide, bevor Sandler überhaupt reagieren konnte. Er wollte nicht länger bleiben als nötig. »Gut. Also, um was geht es, Herr Bernecke?« Kaminski wirkte beunruhigt. »Wo waren Sie letzten Sonntag, in der Nacht vom 12. zum 13. August?« Kaminski lachte glücklich auf, als er sich an den besagten Abend erinnerte. »Ich habe in einem Lokal meinen Junggesellenabschied gefeiert. Ich heirate morgen.« »War Ihr Freund Boris Frederikson auch dabei?« »Der Bo? Aber natürlich, ich bin mit ihm zur Schule gegangen. Wir sind alte Freunde. Ihm ist doch hoffentlich nichts passiert?« »Ihm geht es gut, keine Sorge. Wie lange war er anwesend?« Karsten stockte und sah die beiden Polizisten mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Warum wollen Sie das wissen?« Im Flur klapperte der Briefschlitz. Eine Zeitung fiel auf die Fußmatte. Bernecke ließ sich nicht aus dem Konzept bringen. »Sie haben doch sicher mitbekommen, dass man Wilfried Kiehnel gestern ermordet aufgefunden hat?« Kaminski wirkte mit einem Mal hellwach.

»Moment. Denken Sie etwa, dass Boris damit etwas zu tun hat?« »Das darf ich Ihnen nicht sagen. Ich muss aber wissen, wo sich Herr Frederikson in der besagten Nacht aufhielt. War er während der ganzen Feier anwesend?«, wiederholte Bernecke mit Nachdruck. Der junge Mann biss sich wütend auf die Unterlippe und schwieg. »Wissen Sie, Herr Kaminski, Ehrlichkeit ist des Arbeiters Brot mit Honig. Wenn Sie morgen Hochzeit feiern wollen, dann sollten Sie lieber die Wahrheit sagen.« Der Bräutigam in Spe druckste herum. »Er war nicht die ganze Zeit da. Irgendwann war er weg. Ich dachte, er hätte zu viel getrunken und ist mit einem Taxi zurück ins Hotel. Ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen, nur am Telefon gehört.« »Wann verließ er die Feier?« »Ich weiß es nicht genau. Nach Mitternacht. Davor. Irgendwann eben. Aber er hat Kiehnel nicht erschlagen, der Boris ist ein feiner Kerl.« Er sah den Kommissar mit Entschlossenheit an. »Er hätte dennoch einen feinen Grund«, brummte Bernecke. »Sie spielen auf die Sache mit seinem kleinen Bruder Emil an, aber das ist Jahre her. Gut, damals waren wir jung und Boris schwang große Reden,

dass er es Kiehsel heimzahlen wollte, aber wir waren Kinder.« Er zuckte mit den Achseln. »Er sprach von Rache?«, fragte Bernecke und schrieb weiter in seinem Buch. »Rache? Nein«, schüttelte Kaminski vehement den Kopf. »So kann man das nicht sagen. Er war wütend und traurig, Meine Güte, er hatte seinen kleinen Bruder verloren und Kiehsel bestritt, dass die Kiesgrube unzureichend gesichert war. Er gab Emil und der Familie die Schuld. Wer wäre da nicht wütend?« Er sah Bernecke ungläubig an, der sich dadurch nicht beeinflussen ließ. »Warum glauben Sie, dass Boris nicht späte Rache ausgeübt hat?« Kaminski wurde ungehalten. »Weil ich ihn kenne, verdammt. Damals wäre es anders gewesen. Zum Glück zog er mit seinen Eltern weg. Wer weiß, was passiert wäre, aber ich schwöre Ihnen, jetzt ist er ganz anders. Er war es nicht. Glauben Sie mir. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.« »Dann hoffe ich, dass Sie einen guten Arzt kennen, der die Verbrennungen heilen kann.« Bernecke erhob sich. »Wir kommen möglicherweise auf Sie zurück, Herr Kaminski.« »Ja, tun Sie das, Herr Kommissar, vielleicht nur nicht unbedingt morgen. Und glauben Sie mir bitte, Boris war es nicht.« »Das möchten wir gerne selbst beurteilen«, wies ihn Bernecke zurecht, während der Bräutigam in Spe beide zur Tür brachte.

Sandler sah ihn zögernd an. »Denkst du, wir haben unseren Mörder?« »Ja, es sieht sehr danach aus. Wir müssen es nur noch beweisen können«, erwiderte dieser. »Und was ist mit Hannah Knauf?«, wollte Sandler wissen. »Zu ihr fahren wir jetzt, auch wenn ich es für unnötig halte, aber alle Verdächtigen müssen befragt werden.« Sandler nickte. »Hier!« Bernecke warf ihm die Autoschlüssel zu. »Du darfst fahren. Ich bin gerade gut aufgelegt.«

7. Freunde fürs Leben

Sandler parkte Berneckes Wagen vor einem kleinen gepflegten Grundstück, in dessen hinterem Teil ein paar große Obstbäume standen. Vor dem Haus hatten Sonnenblumen ihren Platz gefunden. Der Rasen war trotz der Hitze grün und schien ungehemmt wachsen zu dürfen. Es gab weder einen Carport noch eine Garage auf dem Grundstück. Ein schmaler Steinweg, gerahmt von Solarleuchten, führte von der Gartentür zur Veranda. Ohne vorne zu klingeln, ging Bernecke durch das offene Gartentor, gefolgt von Sandler, geradewegs zur Haustür. Er schellte, doch nichts rührte sich im Haus. Er schellte erneut und ein blechernes Poltern, gefolgt von einem »Moment bitte« war zu hören. Sekunden später öffnete Hannah Knauf

ihnen die Tür mit diesem freundlichen Lächeln, das nur warmherzige alte Frauen zu besitzen scheinen. Sie war klein, unter einsechzig schätzte Bernecke. Ihr Haar, eine Mischung aus grau und blond, war akkurat in Wellen gelegt. Sie musste gerade in der Küche zu Gange gewesen sein, denn über ihrer adretten Bluse und dem feinen Rock, trug sie eine geblümete Schürze. Sie hatte ein wenig Make-up aufgelegt. Auch wenn es nicht die schmeichelhaftesten Farben waren, wie selbst Bernecke feststellen konnte, passte es zu ihrem heiteren Gemüt. Und sie duftete nach Blumen. Es war aber noch ein anderer Duft im Haus, der ihnen sofort in die Nase stieg.

»Guten Tag meine Herren, was kann ich für Sie tun? Oder sind Sie nicht meinetwegen, sondern wegen dem Kuchen hier?« Ein gültiges Lächeln. Hannah Knauf sah die Männer erwartungsvoll an. Bernecke ergriff das Wort. »Frau Knauf, es tut uns leid, Sie stören zu müssen, aber es gab einen Vorfall, über den wir mit Ihnen sprechen müssen. Dürften wir kurz hereinkommen?« Das Lächeln der alten Dame verlor ein wenig an Strahlen. »Aber gewiss. Ich hoffe es ist nichts Ernsthaftes passiert?« Mit einer Handbewegung wies sie die Männer einzutreten. Durch den schmalen Flur ging es geradeaus in die Küche, aus der der verführerische süße Duft drang. Rechts davon gingen das Wohnzimmer und das Esszimmer ab. »Geben Sie mir bitte einen Moment, meine Herren, ich muss noch eben kurz in die Küche. Sie können gerne schon Platz im Wohnzimmer nehmen. Ich komme sofort.« Bernecke betrat den Raum als Erster und setzte sich auf das alte, gemütliche Sofa. Die Fenster standen weit auf. Es wollte einfach nicht kühler werden. »Was für Hundstage«, murmelte der alte Kommissar, während sein junger Partner neben ihm Platz nahm und mit einem Nicken seine Zustimmung zeigte.

Kurz nach ihnen kehrte Hannah Knauf aus der Küche zurück, die Küchenschürze hatte sie abgelegt. Sie setzte sich ihnen gegenüber. Mit wachen, gespannten Augen sah sie die beiden Männer an, als Bernecke ihr die Nachricht überbrachte. »Frau Knauf, vielleicht haben Sie schon in der Zeitung gelesen oder im Radio gehört ...« Sie schüttelte den Kopf. »Mich hat die Hitze gestern so matt gemacht, dass ich mir einen ruhigen Tag daheim gegönnt habe. Ich hatte weder den Fernseher noch das Radio an. Es muss etwas Schlimmes sein, wenn es sogar in der Zeitung steht, nicht wahr?« Ihre hellen Augen wurden größer und eine merkliche Unruhe breitete sich in ihrem Körper aus. »Frau Knauf, Wilfried Kiehnel wurde gestern Morgen tot aufgefunden. Alles deutet auf ein Tötungsdelikt hin. Um den Täter zu finden, müssen wir Ihnen ein paar Fragen stellen. Fühlen Sie

sich dazu in der Lage?« Eine große Traurigkeit breitete sich in ihren Augen aus. Mit einem Taschentuch, das ihr Sandler reichte, trocknete sie ihre feuchten Augenwinkel und schaute dabei wehmütig aus dem Fenster. »Jetzt bin nur noch ich über«, flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme. Bernecke beobachtete sie unverwandt, während Sandler beklommen auf dem Sofa saß und darauf wartete, neue Notizen machen zu können. »Frau Knauf«, begann Bernecke, der sich bemühte sanft zu klingen, »wir müssen Ihnen nun ein paar Fragen stellen. Es ist in unser aller Interesse, den Täter ausfindig zu machen. Dafür brauchen wir so viele Informationen wie möglich.« Sie drehte sich den Männern zu und versuchte, ihre Fassung wiederzuerlangen »Natürlich wollen wir das. Wie kann ich Ihnen dabei helfen?«

Bernecke klappte sein Notizbuch auf. »Sagt Ihnen die Hegelein-Reinigung etwas?« Darüber musste sie nicht lange nachdenken. »Ja, ich habe dort vor kurzem den Anzug meines verstorbenen Mannes Manfred reinigen lassen. Das mache ich jedes Jahr zu seinem Geburtstag, müssen sie wissen.« Sie stand auf und ging zu den Fotos, die auf einer Anrichte platziert waren. Sie nahm eines der Fotos vom Sims und betrachtete es näher, dann reichte sie es dem Kommissar. Das Bild zeigte sie in jungen Jahren mit ihrem Mann und einem kleinen blonden Jungen, der unverblümt den Fotografen anlächelte. »Das ist aus dem Jahr, in dem mein Mann starb. Unser Sohn war noch so klein. Wie die Zeit vergeht. Jedes Jahr backe ich ihm einen Kuchen zum Geburtstag. Er liebte Pfirsichkuchen. Ich lasse seinen feinsten Zwirn reinigen und lege ihn auf seine Bettseite. Ich weiß, es ist albern, aber man soll mit Traditionen nicht brechen, nicht wahr?« Ein kurzes Lächeln huschte über ihr trauriges Gesicht. »Frau Knauf, es ist bekannt, dass Herr Kiehse nicht nur Freunde in der Stadt hatte. Fällt Ihnen jemand ein, der es auf ihn abgesehen haben könnte? Lassen Sie sich bitte ruhig Zeit.« Bernecke sah, wie es in ihr arbeitete. Schließlich antwortete sie ihm: »Nein. Mir fällt niemand ein. Es ist so lange her, dass wir Kontakt hatten, dabei sind wir früher die besten Freunde gewesen.« Sie stand noch immer an der Anrichte und nahm ein weiteres Foto in die Hand, das sie ausgiebig betrachtete. Es zeigte ihren Mann Manfred und Willy Kiehse vor ihrer Firma mit dem riesen Firmenlogo. Zwei junge Männer, stolz auf ihre erste eigene Firma. Beide mit einem hoffnungsvollen Lächeln. »Dieses Foto hab ich geschossen«, erklärte Hannah Knauf. »Wissen Sie, uns gab es früher fast nur im Dreierpack, wie man so schön sagt. Ich habe die Firmengründung miterlebt, den Aufstieg und die Streitereien, die Geschäftspartner so haben. Sie wissen ja, wie Männer sind, vor allem

die jüngeren.« Sie schaute zu Sandler, der sichtlich verlegen wurde und den Blick abwenden musste. Bernecke musste schmunzeln. Dennoch vergaß er nicht, warum sie hier waren.

»Ihnen fällt also niemand ein, der es auf Herrn Kiehse abgesehen haben könnte?« Sie schaute ihn mit festen Augen an. Ein Hauch von Wehmut schwang mit. »Nein, tut mir leid. Nach dem tragischen Tod meines Mannes fehlte etwas ... Der Kitt, der uns zusammenhielt. Nachdem Manfred nicht mehr hier war, ließ der Kontakt mehr und mehr nach. Zum Schluss beschränkte er sich nur noch auf das Geschäftliche. Ich hatte Anteile an der Firma. Eigene und die meines Mannes. Ich habe sie aber vor fünf Jahren verkauft, um endgültig abschließen zu können. Diesbezüglich habe ich meinen Frieden gefunden.« Ein sanftes Lächeln kehrte in ihr Gesicht zurück und mischte sich unter die Wehmut. Sandler schrieb weiter in seinem Notizbuch, während Bernecke aufmerksam zuhörte. »Kennen Sie einen Boris Frederikson?«, fragte er. Hannah Knauf zog nachdenklich die Augenbrauen zusammen. »Frederikson, Frederikson ... Der Name kommt mir bekannt vor.«

Sie dachte einen Moment lang nach, dann fiel es ihr ein. »Frederikson. Das war doch der kleine Junge, der in der Kiesgrube verunglückt ist damals. Der kleine Emil. Eine furchtbare Geschichte. Ich hatte keinerlei Einfluss auf die Entscheidungen von Wilfried damals. Wenn es nach mir gegangen wäre, dann wäre das alles anders abgelaufen. Es war beschämend wie Wilfried damals über die Familie und den Tod des Kleinen gesprochen hat. Aber das lag daran, dass er selbst nicht wusste, was es heißt eine Familie zu haben. Ich weiß nicht, ob er es überhaupt jemals wusste.« Sie schaute nachdenklich aus dem Fenster. Dann fiel ihr die Frage des Kommissars ein. »Ist Boris ein Verwandter?« Sie schaute Bernecke fragend an. »Ja, es ist der große Bruder. Er hat damals mit der Familie die Stadt verlassen. Seit ein paar Tagen ist er wieder hier.« Hannah Knauf sah ihn erstaunt an. »Glauben Sie, er hat etwas damit zu tun? Das wäre ja schrecklich.« Sandler nickte zustimmend und machte weiter seine Notizen. »Möchten Sie ein Stück Kuchen?«, unterbrach Hannah Knauf das Gespräch. »Die Früchte sind dieses Jahr besonders schön geworden. Es wäre eine Schande, wenn ich sie ganz alleine essen müsste. Es würde mich wirklich freuen, wenn Sie ein Stück nehmen. Gerade nach dieser schrecklichen Nachricht, die Sie mir überbringen mussten.« Noch immer war Traurigkeit in den Augen zu sehen und die beiden Männer konnten diese Bitte einfach nicht abschlagen. Während Bernecke einen großen Bissen von seinem Kuchenstück nahm,

blätterte er mit akrobatischem Geschick in seinem Notizbuch, um das Gespräch fortführen zu können. »Auch wenn ich Sie damit nur ungerne behellige, aber ich muss Sie fragen, wo Sie zum Tatzeitpunkt waren. Genauer gesagt am Sonntagabend zwischen 23 und 1 Uhr.« Hannah Knauf nickte ihm verständnisvoll zu. »Gewiss möchten Sie das, Herr Kommissar. Sie sagten Sonntagabend? Das ist ganz einfach. Sie erinnern sich, was ich über Traditionen sagte? So ist es auch am Sonntag der Fall. Da schaue ich immer meinen Sonntagskrimi. Schon seit Jahren, auch wenn die Fälle in meinen Augen immer abstruser werden. Aber so ist das, wenn man nur noch zum Rand der Zielgruppe gehört.« Sie lächelte. »Nachdem der Krimi zu Ende war, habe ich mir einen Tee mit Milch gemacht und bin dann nach oben gegangen. Das muss gegen 22 Uhr gewesen sein. Danach habe ich noch ein wenig in meinem Buch gelesen und bin dann eingeschlafen. Ich müsste lügen, um Ihnen die genaue Zeit sagen zu können, aber es muss zwischen 23.30 und 0 Uhr gewesen sein. Brauchen Sie es noch genauer, Herr Kommissar?« Sie blickte erst zu Sandler, dessen bester Freund heute das Notizbuch war, und dann zu Bernecke, der ihr nach wie vor seine ganze Aufmerksamkeit widmete.

»Frau Knauf, ich denke, wir haben erst einmal genug gehört. Falls wir weitere Fragen haben, melden wir uns bei Ihnen.« Sie nickte zustimmend. Bernecke wandte sich seinem Kollegen zu. »Sandler, falls dir keine weiteren Fragen einfallen, fahren wir jetzt los. Wir haben die Zeit und Nerven von Frau Knauf schon ausreichend beansprucht.«

8. Die Sprache des Blutes

Nach der Befragung von Hannah Knauf gab es auf dem Revier nicht mehr viel zu tun. Bernecke beauftragte Sandler, ein paar Akten zu ordnen und den obligatorischen Kaffee zu kochen, den er für seine Konzentration brauchte. Er selbst saß grübelnd am Schreibtisch und versuchte, aus den Einzelteilen ein großes Ganzes zu bilden. Aber es passte weder vorne noch hinten. Ihm fehlten die Beweise, um Boris Frederikson festnehmen zu können. Dieser hatte ein Motiv und die Möglichkeit. Lediglich das Alibi bot Angriffsfläche, aber keine ausreichend große. Die Fingerabdrücke auf dem Reinigungszettel stammten von Frau Hegelein. Wahrscheinlich waren die Fingerabdrücke des Tatverdächtigen auf dem fehlenden Teil. Zu ärgerlich, dachte Bernecke. Weitere verwertbare Spuren waren nicht aufgefunden worden. Keine Radspuren im Kies, kein Augenzeuge, nichts.

Es brachte ihn zur Weißglut. Der mögliche Täter wurde ihnen auf dem Silbertablett serviert, aber er hatte keine Handhabe ihn festzunehmen. »Sollte es vielleicht gar nicht Frederikson gewesen sein?«, murmelte er. Diesen Gedanken verjagte er aber sofort wieder aus seinem Kopf. »Abwarten, was die Blutanalyse sagt. Blut lügt nicht.« Er konnte heute nicht mehr viel ausrichten und beschloss, Feierabend zu machen. Nicht, ohne Sandler vorher noch einen Kaffee zu stibitzen.

Am nächsten Morgen war er wie so oft einer der ersten im Büro. Schweiß tropfte ihm von der Stirn. Die Hitze wollte einfach nicht nachlassen. Er setzte Kaffee auf und ordnete die Fakten, die er später bei der Besprechung vortragen wollte. Er war nervös. Frederikson würde nur noch diese Woche in der Stadt sein. Wenn die Blutanalyse keine Hinweise lieferte, würde er ihn ziehen lassen müssen. »Aber was sollte die Analyse zeigen?«, dachte er laut und Sandler, der gerade zur Tür hereinkam, griff seine Überlegung auf, wenn auch zögerlich. »Vielleicht ist ein Betäubungsmittel nachweisbar. Oder ein zu hoher Alkoholwert und es war doch ein Unfall?« Er stockte leicht. »Obwohl. Das würde sich widersprechen mit den heftigen Bluterwürmen. Und wenn es ein Unfall gewesen wäre, hätte sich der Täter melden können. Außer, er hätte nicht genug Mumm.« Sandler stellte seine Überlegungen ein. »Es ist zum Verrücktwerden.« Bernecke schaute nachdenklich aus dem Bürofenster. »Wir sind der Hauptspur nachgegangen. Ein möglicher Täter wird uns präsentiert. Und anstatt die Praline auspacken und essen zu dürfen, müssen wir sie in der Schachtel auf der Fensterbank liegen lassen. Da läuft sie an und wird weiß. Ich hasse es, wenn meine Schokolade weiß wird.« Sandler ging hinüber in die Teestube und kam mit zwei vollen Kaffeetassen zurück. Eine stellte er Bernecke auf den Tisch, der ihm mit einem Nicken dankte. Dann ging er zu seinem Schreibtisch und fing an, die Fakten durchzugehen.

Eine Stunde nach Sinders Eintreffen, die Uhr zeigte kurz nach neun, hatten sich alle zuständigen Beamten in dem kleinen Raum versammelt, um neue Instruktionen für den Tag zu erhalten. Die Größe des Raumes war bei den hohen Temperaturen denkbar ungünstig, die Hitze stand regelrecht in dem Zimmer. Ein Grund mehr für Bernecke, die Fakten so schnell wie möglich darzulegen. »Es gibt bisher nur Indizien und das Hauptaugenmerk der Ermittlungen muss von nun an auf aussagekräftige Beweise gelegt werden. Nur so können wir jemanden hinter Gitter bringen und den Fall abschließen. Von unseren Hauptverdächtigen bekommt Boris Frederikson

unsere größte Aufmerksamkeit. Sein Alibi ist nicht wasserdicht. Es fehlen uns aber Zeugen, um nachweisen zu können, dass er sich am Sonntag an der Kiesgrube aufgehalten hat. Er besitzt als Einziger die Größe und Masse des Angreifers. Was aber das Wichtigste ist, er hat das Motiv schlechthin für einen Mord an Wilfried Kiehse. Sein kleiner Bruder kam damals in der Kiesgrube um. Seine Familie zog daraufhin weg. Und genau zu dem Zeitpunkt, als Kiehse umgebracht wird, befindet er sich in der Stadt. Das wäre ein großer Zufall, dennoch fehlt uns der entscheidende Beweis, dass er am Tatort war. Seine Fingerabdrücke konnten nicht auf dem Wäschereizettel nachgewiesen werden. Nur die von Frau Hegelein. Kein Wunder, wie wir wissen. Wir müssen daher etwas übersehen haben. Unsere Aufgabe ist es nun, das letzte entscheidende Puzzleteil zu finden.« Mit diesen Worten und der Anordnung einer erneuten Tatortuntersuchung beendete Bernecke seine Ausführungen.

Gerade als er mit Sandler den Konferenzraum verließ, kam ihm der Pathologe entgegen. Sein Schritt war schnell, in der linken Hand wedelte er heftig mit einem Blatt Papier. »Sie werden nie erraten, was die Blutuntersuchung ergeben hat«, begrüßte er die beiden Männer aufgeregt. Sandler schaute ihn erwartungsvoll an, Bernecke blieb gelassen. »Schießen Sie los, Kollege.« Das ließ sich der Pathologe nicht zweimal sagen. »Die Untersuchung ergab einen besonders hohen Gehalt an Zyanid im Blut. Dieser wird hervorgerufen durch Cyanwasserstoff, besser bekannt als Blausäure. Das ist eher ungewöhnlich, denn oft wird Zyankali, das Salz der Blausäure, für absichtliche Vergiftungen benutzt. Früher haben die alten Ägypter Verbrecher mit Pfirsichkernen hingerichtet. Bei einer Vergiftung mit Blausäure färbt sich die Haut hellrot. Es sei denn, es handelt sich um eine sehr hohe Konzentration, dann bleiben diese Verfärbungen aus. Die Vergiftung ist dann mit dem bloßen Blick nicht erkennbar. Blausäure kann chemisch gewonnen werden, kommt aber auch in natürlichen Substanzen vor. Manche Menschen haben deshalb Angst vor Kernen im Steinobst und werden ganz panisch, wenn sie mal einen verschlucken. Total unsinnig, denn die Dosis macht das Gift. Aber Sie wissen ja wie Menschen sind, wenn sie nur Halbwissen haben.« Mit einem Zwinkern beendete der Mediziner zufrieden seine Ausführungen. Bernecke der schweigend zugehört hatte, wandte sich Sandler zu. »Es gab in Amerika einen Auftragskiller, Richard Kuklinksi, der bevorzugt mit Zyankali gearbeitet hat, wenn man es denn Arbeit nennen kann. Seine Morde waren leise und effektiv. Der Tod sah meist nach einem Herzinfarkt aus. Kaum jemand ordnete in

dieser Zeit eine toxikologische Untersuchung des Blutes an. Wenn nun die Blausäure der Grund für den Tod von Wilfried Kiehnel ist und nicht die Tritte und der Schlag auf den Hinterkopf ... Das wirft ein ganz neues Licht auf die Ermittlungen. Sandler hol' doch bitte neuen Kaffee, gerne auch so einen Matte Lachiatto.« Der Kommissar lachte zufrieden angesichts der neuen Ergebnisse.

9. Der Kern der Dinge

Die Reifen kamen auf dem flackernden Asphalt zum Stehen. Es war noch immer heiß, doch Wolken kündigten ein abkühlendes Gewitter an. Bernecke hatte dafür jedoch keine Augen. Während der Fahrt hatte er Sandler seine Vermutungen erklärt. Sein Blick haftete auf den großen Bäumen im hinteren Gartenstück. Er ging voran, den schmalen Kiesweg entlang, gerade zu auf die hübsche, weiße Eingangstür aus Massivholz. Er schellte an der Tür.

Schritte im Flur. Kurz darauf öffnete Hannah Knauf ihnen die Tür. Ihr warmes Lächeln erhellte den Raum. Bernecke konnte es jedoch nicht erwärmen. Er kam gleich auf den Punkt »Frau Knauf, wir müssen Ihnen ein paar weitere Fragen zum Mord an Herrn Kiehnel stellen. Hätten Sie etwas dagegen, wenn wir hereinkommen?« Sein Tonfall war harsch und die Frage selbst mehr Aufforderung als Bitte. Hannah Knaufs Lächeln ebte ab, verschwand aber nicht gänzlich. »Natürlich meine Herren. Kommen Sie herein.« Sie öffnete die Tür, damit die Männer eintreten konnten. Bernecke ging voran. Sandler folgte ihm schweigend. Hannah Knauf drehte sich zu ihnen um, »Sie wissen ja, wo das Wohnzimmer ist. Bitte nehmen Sie Platz. Ich muss kurz in die Küche. Sie wissen ja, Pflirsichzeit.« Ihr charmantes Lächeln war zurückgekehrt und sie verschwand in der Küche.

Bernecke und Sandler gingen ins Wohnzimmer, was ihnen nur recht war. Im Zimmer war es kühler als gestern. Auch hier ließ sich das Gewitter schon erahnen. Draußen verdunkelte sich der Himmel, wurde verschluckt von aschgrauen Wolken. Sandler und Bernecke setzten sich diesmal nicht sofort auf das Sofa. Sie gingen beide zur Anrichte und betrachteten die Bilder, die Hannah Knauf gestern in den Händen hielt. Bernecke betrachtete das Familienfoto. Es zeigte Hannah Knauf mit ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn. Etwas daran machte ihn stutzig. »Jungspund.« Er wandte sich an Sandler. »Fällt dir an diesem Bild etwas auf? Vor allem im Vergleich zu dem anderen Foto, auf dem Kiehnel und Knauf vor ihrem Betrieb zu sehen sind?« Er reichte das Foto Sandler, der es gründlich studierte. Bernecke sah,

wie es in ihm arbeitete. Mit einem Mal schien es Sandler zu dämmern. Mit einem ungläubigen Blick sah er Bernecke an. »Sie meinen doch nicht etwa, dass ...« »Kann ich Ihnen behilflich sein?« Hannah Knauf unterbrach ihre Konversation. Mit Pffirsichkuchen und Kaffee stand sie in der Tür und schaute die Beamten fragend an. Nach einem kurzen zustimmenden Blick von Bernecke, stellte Sandler die Fotos auf die Anrichte zurück. Er ging hinüber zu Frau Knauf, nahm ihr den Kuchen ab und stellte ihn auf den Tisch. Während sie zurück in die Küche ging, um Teller und Besteck zu holen, nahmen die Männer ihre Plätze ein, auf denen sie schon gestern gesessen hatten. Die alte Dame setzte sich ihnen gegenüber.

»Frau Knauf, wir haben neue Informationen im Fall Wilfried Kiesel, die uns dazu bringen, Ihnen erneut Fragen stellen zu müssen.« Mit diesen Worten läutete Bernecke die zweite Fragerunde ein. Ihre Antwort war kurz und knapp, aber freundlich. »Ich werde so gut es geht antworten.« Die Aura einer netten alten Frau umgab sie, auch in diesem Augenblick. Bernecke warf einen Blick auf seine Notizen. »Frau Knauf«, begann er, »wie war noch einmal genau ihr Verhältnis zum Opfer?« Hannah Knauf sah ihn verwundert an. »Das habe ich Ihnen doch gestern schon erzählt. Wir waren vor Jahren sehr gute Freunde. Nach dem Tod meines Mannes ist der Kontakt immer weniger geworden und dann ganz abgebrochen. In den letzten Jahren, nach dem Verkauf meiner Anteile, gab es keinerlei Kontakt.« Sie griff nach ihrer Tasse und nahm einen Schluck Kaffee. Bernecke griff nach seinem Kuchenteller und betrachtete sein Stück Pffirsichkuchen, das einen süßlichen Duft verströmte. »Wie viele Pffirsiche braucht man wohl für solch einen delikaten Kuchen?«, überlegte er laut. »Wie bitte?« Hannah Knauf sah ihn überrascht an. »Wie viele Pffirsiche man für einen Kuchen braucht.« Wiederholte er seine Frage. Hannah Knauf stellte ihre Tasse auf den Unterteller, den sie in der linken Hand hielt und schaute Kommissar Bernecke direkt an. Sandler machte Notizen. »Für solch einen Kuchen? Ich zähle nie ab, aber es sind zwischen 15 und 20 Pffirsiche. Je nach Größe. Möchten Sie das Rezept haben?« Ein warmherziges Lächeln strahlte Bernecke entgegen, während Frau Knauf die Tasse erneut ansetzte, um einen Schluck zu nehmen.

»Ich muss dankend ablehnen.« Bernecke sah sie unverwandt an. »Wussten Sie, dass man aus Pffirsichkernen Blausäure gewinnen kann? Rund sechzig bis siebzig Kerne benötigt man, um einen erwachsenen Mann damit zu töten.« »Das ist sehr interessant, Herr Kommissar, aber warum erzählen Sie mir das?« Mit der Tasse in der Hand schau-

te sie ihn fragend an. Bernecke erzählte in einem ruhigen Ton weiter »Wilfried Kiehnel wurde mit Blausäure vergiftet.« Hannah Knauf setzte bei diesen Worten ihre Tasse auf den Unterteller zurück. Ein Teil des Kaffees schwappte über den Tassenrand. Auch Sandler hatte dieses Missgeschick bemerkt, unterbrach seine Notizen und blickte auf. Die alte Dame richtete sich kerzengerade in ihrem Sessel auf. »Blausäure ist auch ein Roman von Agatha Christie, aber was wollen Sie damit andeuten, Herr Kommissar?« Sie schaute Bernecke an, dessen ernste Miene auf ihr haftete. »Ich will damit gar nichts andeuten, Frau Knauf. Es ist ein Fakt, dass Wilfried Kiehnel mit Blausäure umgebracht wurde. Die äußerliche Gewalteinwirkung allein wäre nicht tödlich gewesen, außer dem Aufschlag mit dem Hinterkopf auf der Schiene. Im schlimmsten Falle hätte dies Totschlag bedeutet. Eine Vergiftung allerdings nennt man Mord. Das heißt, dem oder den Tätern droht lebenslange Haft. Man hätte es lieber bei Schlägen und Tritten belassen sollen.« Hannah Knauf rührte mit dem Teelöffel in ihrem Kaffee und dachte kurz nach. »Ich verstehe immer noch nicht, was Sie mir damit sagen wollen. Ich bin weder Apothekerin oder Chemikerin, noch körperlich in der Lage, Wilfried etwas anzutun.« Sie schaute nicht auf, sondern schenkte ihre Aufmerksamkeit einzig der Tasse. Bernecke, der ihr gegenüber saß, beugte sich nach vorne und fragte sie eindringlich und bestimmt: »Gibt es etwas, was Sie uns erzählen möchten, Frau Knauf?« Er sah, wie es langsam in ihr zu arbeiten begann. Eine Welle an Emotionen, die sich allmählich aufbaute und schließlich unaufhaltsam überschwappte.

»Ich hatte sehr viel Geduld«, flüsterte sie schließlich mit bitterem Unterton, den Blick niedergeschlagen. »Sehr viel. Ich habe mir alles gefallen lassen, wirklich alles.« Bernecke sah flüchtig zu Sandler, der emsig Notizen machte und die ältere Dame nicht aus den Augen ließ. Bernecke stand auf und ging hinüber zur Anrichte. Er nahm das Foto der Familie Knauf in die Hand. »Der kleine Junge auf dem Foto, das ist ihr Sohn, nicht wahr?«, fragte er die alte Dame. »Ja. Das ist mein Paul.« »Wo lebt Ihr Sohn derzeit, Frau Knauf?« Sie sah traurig auf. »Warum wollen Sie das wissen? Er lebt nicht mehr bei mir. Schon seit Jahren nicht. Er ist in die große weite Welt gezogen. Hier war es ihm zu beklemmend.« Ihre sonst so freundliche, warmherzige Stimme wurde kalt. Bernecke zeigte mit dem Finger auf das Gesicht des kleinen Pauls. »Kinder sehen ihren Eltern oft sehr ähnlich. Meine Nichte ist meiner Schwester wie aus dem Gesicht geschnitten«, erklärte Bernecke lächelnd. »Ihr Sohn, Frau Knauf, sieht weder Ihnen noch ihrem Mann sehr ähnlich. Allerdings

sieht er aus wie eine Miniaturausgabe von Wilfried Kiehse. Ich frage mich, wie kann das sein?« Sofort traten Tränen in ihre Augen und sie schnappte wütend nach Luft. »Woher soll ich das wissen, eine Laune der Natur vielleicht?« Sie zuckte mit den Achseln, versuchte, betont gleichgültig zu wirken. »Warum sagen Sie uns nicht einfach die Wahrheit?«, Bernecke versuchte zwischen gutmütiger Nachfrage und nachdrücklichem Ausfragen zu balancieren. »Er ist nicht der Sohn von Ihrem verstorbenen Mann Manfred, sondern der von Wilfried Kiehse, nicht wahr?« Tränen rannen über ihre rauen Wangen und tropften von ihrem Kinn auf die weiße Bluse. »Es war zuerst ein neckisches Spiel. Wir drei waren die besten Freunde. Willy und ich standen uns sehr nah. Als Manfred für ein Wochenende auf einer Tagung war, kamen wir uns allerdings zu nah. Ich wurde schwanger und brach den Kontakt daraufhin ab, ohne Willy die Wahrheit zu sagen. Er dachte, es sei nur wegen dieser einen Nacht. Er hatte keine Ahnung. Ich habe es Manfred nie erzählt, aber ich bin mir sicher, dass er es immer wusste.« Sie wischte sich mit einer Serviette über die Augen. »Die Stimmung zwischen uns war nicht mehr die Gleiche. Die Männer stritten unentwegt wegen Kleinigkeiten. Die Leute tuschelten schon.« Sie schaute auf und blickte hinaus. Sie schluchzte leise. »Manni begann vermehrt zu trinken und war öfter als zuvor in Kneipen. In der Nacht, in der er von dem Auto überfahren wurde, rief er mich an. Er war so zornig und traurig, das konnte ich hören. Er sagte mir, er wüsste alles. Und dass er mich liebt, aber nicht weiß, ob er mit solch einer Frau zusammen sein könnte. Ich hätte ihn sehr verletzt. Wir müssten darüber reden, ob unsere Ehe noch von Bedeutung sei.« Ein kühler Luftzug blies durch die offenen Fenster. »Wir kamen nie dazu es zu klären, denn auf dem Weg nach Hause ... Ich wünschte ich hätte es ihm vorher erzählt, vielleicht wäre er dann noch am Leben ...« Ihre Worte wurden kraftloser. Bernecke sah ihr fest in die Augen. »Was ist mit Wilfried Kiehse?«, hakte er nach. Die Traurigkeit wich aus ihren Augen und ein Anflug von Zorn zeigte sich. Ein dumpfes Grollen drang von draußen herein.

»Ich habe Willy aufgesucht und immer wieder um ein klärendes Gespräch gebeten, doch er ließ nicht mit sich reden. Er beschränkte die Kommunikation auf das Notwendigste. Alles, was nicht mit der Firma zu tun hatte, davon wollte er nichts wissen. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und verkaufte meine Anteile.« Sie kniff die Lippen zusammen. »Und ihr Sohn?«, fragte Bernecke nach. Sie lachte bitter. »Unser Sohn, das hat mir Willy nie geglaubt. Er hat behauptet, ich würde ihm ein Kuckucksei unterschieben, um mehr Geld von der

Firma zu erbeuten. Ich bat ihn nur um etwas Geld für den Jungen, damit ich ihm eine gute Ausbildung ermöglichen konnte. Heutzutage geht es doch nicht mehr ohne einen guten Abschluss. Doch der reiche Willy hatte nicht die Möglichkeit, mir zu helfen. Das sagte er mir zumindest. In Wirklichkeit wollte er mir nicht helfen.« Bernecke hatte sich Notizen gemacht und sah von seinem schwarzen Büchlein auf. »Und dann haben Sie es nicht mehr ausgehalten«, schlussfolgerte er. Sie nickte. »Ich habe diese Demütigung lange genug ertragen. Ich habe ihn damals mit unserem gemeinsamen Kind aufgesucht, damit Willy die Ähnlichkeit erkennt. Sie haben die gleichen Augen«, sagte sie wehmütig. »Dieses wunderschöne Grünbraun.« Sandler betrachtete das Foto, das die alte Frau von der Anrichte genommen hatte. Es hatte versteckt hinter den anderen gestanden. Es zeigte einen jungen Mann, kräftig und groß. »Ist das Ihr Sohn?« Die alte Dame nickte ihm zu. »Er sieht Wilfried Kiehsele sehr ähnlich, man könnte fast denken, es wäre das Bild unseres Opfers von vor über vierzig Jahren.« »Ich weiß«, erwiderte sie schwach lächelnd. Mütterlicher Stolz war herauszuhören.

Bernecke hatte die Szene beobachtet und den passenden Moment abgewartet, um die Befragung fortzuführen. »Was geschah wirklich an dem besagten Abend, Frau Knauf?« Bernecke rutschte vor auf die Sofakante. »Sie wissen es doch eh schon.« Ihre Antwort war überraschend harsch. Ihr Blick fest. »Ich habe ihn vergiftet. Lange genug habe ich auf diesen Moment gewartet, es geplant, alles recherchiert und ...«, sie brach ab, schluchzte und schlug die Hände vor das Gesicht. »Er wollte es nicht, wirklich. Es ist alles meine Schuld. Allein meine Schuld.« Bernecke wusste, wovon sie sprach. »Sie sind mit ihrem Sohn an jenem Abend zu Kiehsele gefahren, nicht wahr? Sie wollten mit ihm reden, doch er ließ wieder nicht mit sich verhandeln, war es nicht so?« Sie schaute ihn überrascht an. »Ja«, antwortete sie, »Paul war über das Wochenende hier. Er ist letzte Woche dreißig geworden. Er wollte seinen leiblichen Vater sehen. Ich wusste, dass am Sonntag nur Willy und seine Sekretärin im Haus sind. Mit Mühe hatte ich ihn davon überzeugen können, seinen Sohn zu sehen. Er hatte doch Geburtstag.« Ihr Gesicht verfinsterte sich. »Paul wollte nur mit seinem Vater reden. Er zog extra den Anzug meines Mannes an. Willy hätte lieber seine Ruhe gehabt. Ich kenne ihn. Dennoch, und das muss ich ihm anrechnen, hat er es sich kaum anmerken lassen. Er schlug vor, draußen spazieren zu gehen. Wahrscheinlich hatte er Angst, wir würden ihn bestehlen.« Ein spöttisches Lachen. Wir sind draußen an den Schienen lang

gelaufen. Ich habe versucht, ein Gespräch zwischen beiden in Gang zu bringen, aber es funktionierte nicht. Sie sind beide sehr stolz und können kaum auf andere zugehen. Wie der Vater, so der Sohn.« Sie lächelte wehmütig. Bernecke schrieb jedes Detail auf. »Frau Knauf, wie ging es weiter?« »Ich weiß nicht mehr warum, aber Willy dachte, wir sind nur gekommen, um Geld zu sehen. Das war so typisch für ihn. Dann hatten wir eine Meinungsverschiedenheit und ich stolperte. Paul dachte, dass Willy mich gestoßen hätte und ging auf ihn los. Ich bin sofort dazwischen gegangen. Ich habe Willy meine Wasserflasche gereicht, damit er sich abkühlen konnte. Was er nicht wusste, ist, dass ich vorher die Blausäure hineingemischt hatte.« Sie lächelte zufrieden. »Er trank viel Wasser, um sich abzukühlen. Die ganze Flasche. Er rang nach Luft, fing an zu husten und zu spucken und sah mich entsetzt an. Es lief viel ruhiger ab, als ich erwartet hatte. Er taumelte und fiel zu Boden. Er blieb einfach liegen. Das Gift wirkte schnell.«

Bernecke hatte gehört, was er hören musste. Er wendete die Augen von Hannah Knauf ab und klappte sein Notizbuch zu. »Ich glaube, wir können jetzt die Kollegen benachrichtigen«, murmelte er Sandler zu. Dieser erhob sich, warf Hannah Knauf einen Blick zu und trat in den Flur.

»Was geschieht jetzt mit meinem Kind?« Die Besorgnis einer Mutter. »Was mit ihm geschieht, darüber muss der Staatsanwalt entscheiden. Kiehnel ist an der Blausäure gestorben und nicht an den Schlägen ihres Sohnes. Dennoch ist er Mittäter.« Sie sah erschöpft, aber zufrieden und beruhigt aus. Beinahe glücklich. »Eine Frage nur noch«, die alten Augen schauten ihn direkt an. »Ich würde gern noch ein Stück von meinem Kuchen essen. Es wäre schade um die Früchte. Sie waren dieses Jahr so vorzüglich.« Er wusste, dass es für lange Zeit ihr letzter Bissen sein würde.« Er nickte und gewährte ihr ein letztes Stück Pfirsichkuchen.

Epilog

Der Polizeiwagen fuhr vor dem kleinen Haus los. In ihm Hannah Knauf. Sie drehte sich auf der Rückbank um und lächelte Bernecke zu, der neben seinem jungen Kollegen auf dem Gehweg zurückgeblieben war. Der Wagen raste davon. »Irgendwie tut sie mir leid«, begann Sandler, der die Arme vor der Brust gekreuzt hielt. »Sie war verzweifelt und wusste sich anscheinend nicht anders zu helfen.« »Das entschuldigt noch lange keinen Mord«, sagte Bernecke, der die Hände in die Hosentaschen gegraben hatte und in den wolkenbehangenen Himmel blickte. Weiter weg, über den hohen Bäumen, erhellte ein Blitz die dunklen Wolken. Ihm folgte ein Donner, der in ihre Richtung rollte. »Ist das angenehm«, seufzte der alte Kommissar und schloss die Augen. Die ersten Tropfen schlugen auf die Straße auf. »Ja«, stimmte Sandler zu. »Na komm, Kollege.« Bernecke klopfte ihm kumpelhaft auf den Rücken. »Lass uns irgendwo einen Kaffee trinken, ehe der Regen uns erwischt.« »Gute Idee«, lächelte Sandler, »nach Kaffee ist mir jetzt auch.« Sie stiegen ins Auto. Kaum eine Sekunde später brach der heftige Schauer los, der den Dreck der vergangenen Tage von der Straße spülte.